# Herman Schmid's

# Gesammelte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Fünfzehnter Band.



Leipzig
Ernst Keil.
1869.

# Alte und neue Geschichten

## aus Bayern.

Von

**Herman Schmid.**

---

Dritter Band.

**Der Kranz am Marterl'. — Der Dorfcaplan.**

Leipzig
Ernst Keil.
1869.

# Der Kranz am Marterl'.

## 1.

In der engen Felsenschlucht am Fuße der „langen Wand“ war es trotz des ungewöhnlich heißen Mittags im Spätherbst schattig und kühl, denn die Sonnenstrahlen, die nur Morgens ein Viertelstündchen in dieselbe einzudringen vermochten, fielen schon lange nur schräg auf den Saum des Gesteins. Der Boden war mit Felsblöcken, Trümmern und Geröll bedeckt, unter welchem der schmale Wasserfaden einer Quelle fortsickerte, die manchmal, angeschwellt durch die Regengüsse eines Gewitters, die ganze Kluft wie eine Klamm tobend und schäumend ausfüllt und ihr Gewässer in die noch wildere Obernach stürzt, welche tiefer unten zwischen finstern Wäldern dem schwermüthig ernsten Walchensee zustürmt. Erst in halber Höhe der Felswände hatten einige Birken und Fichten sich in den Spalten kümmerlich angehängt und spannten ihre Wurzeln wie Klammern darüber hin; in der Schlucht selbst grünte nichts, denn die thurmhohen Wände drängten sich allmälig so schroff zusammen, daß sie sich oben fast an einander schlossen, und zu der Kühle auch die Dämmerung kam.

Nur an der einen Seite der Schlucht, am Eingange derselben, lag ein kleiner Fleck von kurzem, kümmerlichem Rasen. Ueber ihm war an der Wand ein Holztäfelchen angebracht, mit einem kleinen Wetterdache zum Schutze des darauf befindlichen Gemäldes. Es stellte in rohen Um=

rissen ein nicht zu verkennendes Conterfei der Felsschlucht vor und zeigte im Vorgrunde einen jungen Mann in grauem Rocke mit grünem Aufschlag und Kragen, knieend, die Hände zum Gebete faltend und auf dem Kopfe ein rothes Kreuz tragend. Eine Büchse lag neben dem Knieenden. Im Hintergrunde sah man dieselbe Gestalt in verkleinertem Maßstabe über die steile lange Wand herabstürzen. Zwischen dem Bilde und den an einem Drahte aufgereihten „Beterl'n" oder Rosenkranz-Perlen war eine Inschrift angebracht, noch lesbar, doch etwas verwaschen, denn die Wirkung des kleinen Schutzdaches reichte nicht so weit und hinderte den Regen nicht, unter demselben hereinzuschlagen.

Die Inschrift lautete:

„Am 10. Juni 1806, Sankt Margarethen-Tag, seines Alters im 24igisten Jahr, ist hier der ehr- und tugendgeachte Jüngling, Gotthard Recht, Jagdgehilf, durch einen Sturz von der langen Wand verunglückt und hat sich erfallen.

Bedenk' es wohl, mein lieber Christ:
Weißt nie, wie nah das Sterben ist."

Das Volk im baierischen Hochgebirge liebt es, auf diese Weise die Stellen zu bezeichnen, an welchen ein Unglück, ein besonderes Naturereigniß sich zutrug, oder auch ein Verbrechen begangen wurde, und dadurch noch nach Jahren den frommen Wanderer, der daran vorüberzieht, zum Gebete zu mahnen. Die Täfelchen werden je nach Gelegenheit an den Wänden der Häuser, an Bäumen oder auch an eigenen kleinen Säulchen angebracht, welche, Martersäulen, kürzer auch „Marterl'n" genannt werden.

In die Felsschlucht führte von dem tief unten am Rande der Obernach vorbeiziehenden schmalen Waldsträßchen ein schwieriger, mühevoller Fußpfad herauf, zwischen Gestrüpp und Blöcken hindurch und mehrmals das

steinige, jetzt weißgebleichte Rinnsal des Wildbaches kreuzend. Schon eine beträchtliche Strecke vor der eigentlichen Verengerung der Schlucht schwenkte der Weg nach rechts ab und bog in den Hochwald ein, dessen Wand durch einen Zaun von langen Stangen verwahrt war, damit das Vieh sich nicht in die Schlucht verlaufen konnte, wenn es sich von den Alm-Weideplätzen verloren, welche hoch oben über Felsen und Bäumen sich sonnten und grünten, schimmernd und duftend von saftigem Gras und Bergkräutern und mit mancher freundlichen Sennhütte bestreut.

Diesen Pfad kam jetzt ein Mädchen herab, in der bäuerischen Tracht der nahen Jachenau, welche damals — vor vierundfünfzig Jahren — noch allgemein und unverfälscht getragen wurde. Ein langer rothbrauner Rock fiel bis auf die Knöchel und die weit ausgeschnittenen niedrigen Schuhe herab und ward wieder auf der Brust als Unterleibchen sichtbar, mit blanken Knöpfen besetzt und mit einer schmalen Spitzenkrause den Hals umschließend. Darüber trug sie eine kaum bis an die Schultern und unter die Brust reichende hellgrüne Jacke mit kurzen Aermeln, deren ebenfalls mit einer Krause abschließende Enden die kräftigen, gebräunten Arme ungehindert hervortreten ließen. Den Raum zwischen Jacke und Leibchen füllte ein leicht umgeschlungenes, blaßgelbes Tuch; den grünen Hut mit den breiten aufgebogenen Krämpen und den darüber gespannten goldbefranzten, hellgrünen Bändern trug das Mädchen in der Hand. Dadurch wurde das blonde Haar sichtbar, das sie in dichte Zöpfe geflochten und über den Kopf geschlungen trug, auch die meist durch den Hutrand geschützte und darum auffallend weiße, wohlgeformte Stirne und das etwas schmale Angesicht, das trotz seiner fast kränklichen Blässe erkennen ließ, wie schön es gewesen sein mochte, in den Tagen, als noch der Frohsinn der Gefährte der Jugend war. Die Augen hatte sie meist zu Boden

gesenkt, als suche sie etwas Verlornes emsig vor sich hin, wenn sie dieselben aber aufschlug, war der Eindruck der ganzen Erscheinung verändert, denn sie waren von dunklem, fast in Schwarz übergehendem Braun und bildeten durch das düstere Feuer, das in ihnen loderte, einen befremdlichen Gegensatz zu der weichen, fast leidend ergebenen Miene. Nur der fein geschnittene Mund, von der Farbe einer blassen Rose, stimmte dazu, denn er war fest, beinahe herb geschlossen, und der Zug um ihn verkündete einen starken, trotzigen Sinn.

In der Hand, neben dem Hute, trug sie einen Kranz, aus solchen Almkräutern und Gewächsen gebunden, welche am längsten zu dauern versprachen, aus den krausen, dorngeränderten Blättern der Stechpalme, den dunklen Ranken des schmalblättrigen Waldepheus, den graubefiederten Blüthendolden der hoch hinankletternden Zaunrübe, den tiefgrünen Zweiglein von Scheibenblatt und Immergrün — ein einziger mattweißer Stern von Edelweiß vorn an der Kranzspitze war der ganze lichte Farbenschmuck des Gewindes.

Beinahe ohne aufzublicken, war das Mädchen an den Eingang der Klamm gekommen und wandte sich gegen dieselbe, als sie plötzlich stille stand und den überraschten, fragenden Blick auf das Martertäfelchen heftete.

Der Schmuck, den sie mitgebracht hatte, war überflüssig: über dem Schutzdache des Gemäldes hing bereits ein Kranz, aus Tannenreisern und Aesten der zunächst stehenden Gesträuche geflochten.

„Was ist denn das?“ sagte sie halblaut vor sich hin. „Wer hat den Kranz da her gehängt? . . . Es kommt doch das ganze Jahr fast Niemand in den abgelegenen Winkel — Niemand als ich! Und auch die Betkorallen sind gerückt — ich weiß es ganz genau, wie ich sie vorgestern gelassen hab' . . . Wer ist dagewesen?“

Begreiflicher Weise kam in der Oede keine Erwiderung auf die Frage. Einen Augenblick stand sie noch zögernd, dann trat sie rasch vor und streckte die Hand nach dem Kranze aus, eine zornige Empfindung war in ihr aufgewallt und hieß sie, den Kranz wegzuwerfen und zu zerstören — Wer, außer ihr, hatte ein Recht, hier zu trauern? Wer durfte sich anmaßen, ein Zeichen liebender Erinnerung an die Unglücksstätte zu tragen? . . . Im Begriffe, den Kranz zu erfassen, ließ sie jedoch die Hand wieder sinken, hob dann den eigenen Kranz in die Höhe und hängte ihn über den andern. Eine weichere, dankbare Regung war ihr mit einem wohlthuenden, lang entbehrten Gefühle der Wärme zum Herzen geströmt und hatte den Zorn übermannt. In den ersten Wochen nach dem unglücklichen Ereigniß war das Gerede über dasselbe verstummt, der Jäger und sein Geschick waren vergessen, mehr als drei Jahre lang war sie mit ihrer steten Trauer um den Todten allein gewesen — jetzt war es ihr ein unsäglich erfreuender Gedanke, daß es außer ihr noch ein Menschengeschöpf gab, das, wie sie, den Dahingeschiedenen nicht vergessen hatte. Damit kehrten die früheren Gedanken zurück, und die Frage nach dem Spender des Kranzes. Der Jäger war fremd gewesen; er hatte in der Gegend weder Befreundete noch Verwandte, die seiner gedenken konnten — sie mußte das vergebliche Nachsinnen aufgeben und kniete in das Gras zu den Füßen der Felswand, um ein brünstiges Gebet für das Heil der armen Seele zu sprechen, die so plötzlich und furchtbar abgerufen worden war aus dem irdischen Leben und Leibe.

Wie sie so in Andacht versank, versank auch bald die Gegenwart um sie her, sie vergaß die drei Jahre des Grams, und die zurückgewendete Seele sah sehnsüchtig in die Tage des Glückes hinüber, welche den Jahren vorangegangen. Sie hörte und beachtete darüber nicht mehr,

was um sie vorging, und bemerkte auch die beiden Männer nicht, welche von der Straße her durch das Steingeröll heraufgestiegen kamen. Der Eine davon, in kurzen Lederhosen, Wadenstrümpfen und derb benagelten Bergschuhen, trug die Jacke zusammengeschlagen über der Schulter und dem schneeweißen, durch die Gurten des grünen Hosenträgers noch gehobenen Hemd. Er hatte den Hut abgenommen und trocknete sich mit dem Hemdärmel den Schweiß von dem gefurchten Angesichte und von dem kahlen, nur von einem silberweißen Haarkränzchen eingefaßten Kopfe.

Sein Begleiter war beträchtlich jünger, eine schlanke und doch gedrungene Gestalt mit grünem, schmalkrämpigem Spitzhute, in schwarzen Lederhosen und weiten, bis über die Kniee heraufgezogenen Wasserstiefeln. Um den Leib hing lose eine blaue Weste mit Silberzwanzigern als Knöpfen, ein leichtes dunkles Flortuch um den Hals, und um die Mitte ein wohlgefüllter breiter Ledergurt, eine sogenannte Geldkatze. Auf der Schulter trug der Bursche eine langstielige Axt, über welcher die graue Joppe hing — es war nicht zu verkennen, daß er zu den Flößern gehörte, welche — damals noch viel häufiger als jetzt — in den Wäldern an der Isar hinauf große Bäume fällten, zu Flößen verbanden und damit nach München und weit darüber hinaus in die Donau nach Wien fuhren und bis tief nach Ungarn hinab. Dort wurde das Fahrzeug verkauft, und der Fährmann, den Kaufpreis im Gurt und das Beil auf der Achsel, ließ sich die weite Fußwanderung in die Heimath nicht verdrießen, um unmittelbar nach seiner Ankunft Alles zu neuer Fahrt zu bereiten. Das Gesicht des Burschen trug den offenen markigen Schnitt, der die Züge der Isarthaler von Tölz und Lenggries kennzeichnet, aber es war etwas Wüstes und Fremdes darin, ein höhnischer, fast roh unheimlicher Zug um den Mund, der durch den

dichten Schnurrbart unter der gebogenen, etwas seitwärts gedrückten Nase keineswegs verdeckt wurde.

„Hab' ich mir's nit eingebildet!“ rief, stehen bleibend, der Alte, als er das Mädchen knieen und beten sah. „Da ist sie richtig wieder herunten vor dem verflixten Marterl' und laßt die Alm Alm sein! . . . Aber Vin'l,“ fuhr er lauter fort, als sie ihn nicht gleich bemerkte, „sage nur, was Du treibst? Ist das eine Zeit, wo man von der Alm weggeht und das Vieh allein laßt? Jetzt, wo schon bald abgetrieben wird, und das Vieh am weitesten geht und sucht?“

Das Mädchen hatte sich gelassen erhoben, bekreuzte sich zum Schlusse seines Gebetes, warf noch einen traurig sehnsüchtigen Blick auf das Täfelchen und schritt den Kommenden entgegen. „Grüß' Gott, Vetter!“ sagte sie; „brauchst keine Sorg' zu haben. Es ist Alles verwahrt auf der Alm: der Bub' ist bei den Geißen, und die Zwerger-Klar'l ist in der Hütten statt meiner . . .“

„Aber was thust denn schon wieder da herunten in der Kluft?“ entgegnete etwas milder der Alte; „Willst denn niemals gescheidt werden, Vinl'?“

„Gescheidt ist, wer thut, was Recht ist!“ erwiderte das Mädchen und schritt neben den Männern her in den Wald; „und ich mein', wenn ich für einen Abgestorbenen bet', thu ich nur, was Recht ist . . .“

„Das thust nit! Alles hat sein Maß und Ziel!“ eiferte der Alte. „Das ewige Geflenn ist völlig sündhaft! Es macht den Todten . . . der Herr geb' ihm die ewige Ruh! . . . nit wieder lebendig, und Du versitzest Dich d'rüber und wirst eine alte Jungfer!“

Das Mädchen schwieg und sah vor sich nieder in das Moos des Waldweges.

„Das muß ein End' haben!“ rief der Alte weiter.

„Und das Gescheidteste ist, Du kommst weg von dem Ort, wo Dich Alles an den Verstorbenen mahnt . . .“

„Der Ort macht's nit aus!“ sagte sie traurig; „ich werd' an den Gotthard denken, auch wenn mich gar nichts mahnen thät' an ihn!“

„Was soll aber daraus werden? Schau, Bin'l, Du bist doch sonst so ein richtiges Leut — folg' mir und mach' ein End'! Wie ich Dich als ein kleines Dirn'l herausgeholt hab' aus Deiner Heimath in der Jachenau, da hab' ich's Deiner Mutter, meiner Schwester, versprochen, daß ich Dich halten wollt' wie ein Vater sein Kind . . .“

„O — Du hast es gethan, Vetter!“ rief das Mädchen rasch mit einem dankbaren Seitenblicke auf den Alten. „Du hast es wohl gethan wie ein Vater — vergelt's Gott tausendmal dafür!“

„So zeig' mir's auch und folg' mir wie ein Kind! Ich hab' Dir alleweil viel nachgegeben, vielleicht ein Bissel zu viel! Hätt' ich nur gleich darein gezecht, wie das Gethu' und das Gespenzel angegangen ist mit dem Jager — hab's all' meiner Lebtag' gehört: ‚Jagerblut und Bauernblut — thut niemals nicht beisammen gut!‘ Aber der Gotthard war so weit ein ordentlicher Bursch', gegen den sich nichts hat einwenden lassen, und Du bist vernarrt gewesen in ihn . . . wenn Du ihn nit bekommen hätt'st, ich glaub', es wär' Dir an's Leben gegangen . . .“

Ein tiefer Seufzer hob die Brust Sabinens. „Das weiß unser Herrgott!“ flüsterte sie kaum hörbar; „Es ist mir an's Leben gegangen!“

„Ich hab' also nachgegeben, hab' Ja gesagt, die Hochzeit war schon vor der Thüre . . . da macht der Tapp, der sonst auf den Bergen daheim gewesen ist, wie ich in meiner Taschen, einen Fehltritt, fallt über die lange Wand herunter und erstürzt sich! Du hast ihn seither betrauert wie eine rechtschaffene Wittib — aber Alles muß ein End'

haben, und weil ich ein alter Kerl bin, mit dem es auch bald und geschwind zu End' gehen kann, so möcht' ich meine Sachen alle in Ordnung wissen. Meinem Buben will ich das Gut übergeben, und Du sollst heirathen, und wenn Du mir folgen willst, brauchst Du nit lang' zu suchen um einen Hochzeiter . . . Na, warum red'st nichts?" fuhr er fort, als er einige Augenblicke auf eine Erwiderung gewartet hatte. „Bist doch sonst nit auf's Maul gefallen, und fallt Dir jetzt kein Sterbenswört'l ein?"

„Davon wollen wir ein and'resmal reden, wenn wir allein sind, Vetter . . ."

„Ah was! Vor dem Lipp brauchst Dich nit zu scheuen, den geht's so nahe an wie mich und Dich . . . der ist Deinetwegen da!"

„Wegen meiner?" erwiderte das Mädchen erstaunt und ließ einen ihrer finstern Feuerblicke nach dem Burschen hinüberblitzen, daß dieser, sonst reisegewandt und welterfahren, davon betroffen ward und nur mühsam hervorbrachte, daß er den weiten Umweg nicht gescheut habe, nur allein, um sie zu sehen.

„Kurz und gut!" fiel der Alte ein. „Er ist wieder von Wien zurück, hat ein schönes Geld'l erlöst und auch sonst schon-'was Schönes zusammengebracht. Er will nit mehr Floßknecht bleiben, sondern einen eigenen Bretterhandel einrichten, drüben in Walgau. Du gefallst ihm; was Du von mir mitkriegst, reicht gerad', daß Ihr recht schön anfangen könnt mit der Haushaltung und mit der Handelschaft — er ist also da und will um Dich anhalten, wie's Brauch ist, und will Dich heirathen . . ."

„Ich dank' schön für die Ehr' und für die gute Meinung," erwiderte das Mädchen gelassen, „aber ich heirath' nit!"

Der Alte war eben im Begriffe, sich sein kurzes Pfeifchen anzuzünden, aber er vergaß das vor Staunen über

des Mädchens Rede und stand wie unbeweglich, in der einen Hand das Pfeifchen, in der andern den glühenden Schwamm. „Nit heirathen?“ brachte er endlich hervor. „Ja, Madel, was willst denn sonst?“

„. . . Ledig bleiben . . .“

Jetzt legte der Alte, wie sich besinnend, den Schwamm auf's Pfeifchen, that ein paar tüchtig qualmende Züge und klappte dann kräftig das Deckelchen zu. „Ich geh' da einen Seitenweg,“ sagte er passend, „will im Buchenschlag ein Bissel nachschau'n . . . Geh' Du mit dem Madel, Lipp, red' selber mit ihr, wirst wohl keinen Procurator brauchen dazu . . . mir ist das Gered' zu dumm!“

Brummend verschwand er im Walde, das Paar ging eine Weile stumm neben einander her. Feierliche Stille waltete in dem grünen Dunkel, das oben an den Wipfeln sich in ein wiederscheinendes Abendroth verlor.

„Du hast es vom Vetter gehört, wie ich gesinnt bin mit Dir,“ sagte endlich der Bursche, etwas unsicher. „Was giebst mir für einen Bescheid, Bin'l?“

„. . . Ich hab' ihn Dir schon gegeben,“ war die gleichgültige Antwort. „Ich heirath' nit, Dich nit und keinen Andern nit.“

„Das ist aber doch übertrieben! Ich glaub's wohl, daß Du den Jager so recht von Herzen gern gehabt hast . . . aber was nutzt es ihm, wenn Du Dich so hinunterkränkst wegen seiner? Er ist einmal todt.“

„Für mich nit, Lipp, er hat mein Herz mitgenommen und meine Hand! Wie er mir das Ringel da an den Finger gesteckt hat, hab' ich's ihm versprochen, daß ich nur ihn allein gern haben will mein Leben lang . . . er hat mein Wort mitgenommen unter die Erd' . . . ich will's ihm halten!“

„Du bist nit gescheidt! Das sind überspannte Sachen, die Du Dir selber einred'st . . . Das ist einmal nit anders

in der Welt, als daß Eins dem Andern Platz machen muß! Und was wolltest denn lediger Weis' anfangen in der Welt? Als ein alter Dienstbot' herumfahren, wenn der Vetter einmal die Augen zumacht? Du könntest eine gemachte Frau sein, könntest es gut haben und glücklich sein."

„Das ist Alles vorbei," unterbrach sie ihn rasch, „der Gotthard hat mein Glück mitgenommen und mein Herz und die Lieb' dazu! Ich kann keinem Mannsbild mehr versprechen, daß ich ihn gern haben wollt' . . . das ist nit mehr in mir . . . und lügen will ich nit am Altar, und will Keinen betrügen . . ."

„Einbildungen! Das giebt sich Alles mit der Zeit, wenn Du nur erst verheirathet bist!"

„Es ist unmöglich, Lipp — ich kann nit, es wär' Dein und mein Unglück! Ich weiß wohl, Du verstehst mich nit, und der Vetter nit und Niemand nit! Es weiß ja kein Mensch außer mir, was das für eine Lieb' gewesen ist zwischen dem Gotthard und mir — eine Lieb' für die ganze Ewigkeit; so eine reine, schöne, gottgefällige Lieb', wie von den Engeln im Himmel droben! Kein Mensch außer mir weiß, wie glücklich ich gewesen bin . . . selbigesmal am letzten Abend, wo er mir das Ringel gegeben hat, und nur noch vierzehn Tag' hin waren bis zu der Hochzeit . . . D'rum weiß auch außer mir kein Mensch, was ich verloren hab' . . . und was ich ausgestanden hab', wie sie hereinkommen sind, Alle käsbleich . . . mit der Botschaft, der Gotthard hätt' sich erstürzt . . . wie ich mich losgerissen hab', weil sie mich haben halten wollen — wie ich hinaus bin und hab' ihn liegen seh'n vor mir . . . maustodt . . . in seinem Blute . . . zerschmettert . . . kaum mehr zum Erkennen . . ."

Von der Wucht der Erinnerung überwältigt, mußte sie innehalten, Thränen erstickten ihre Stimme.

„Ich glaub's wohl," sagte Lipp nach einer beklommenen Pause, „daß es Dich hart getroffen hat . . . aber die Zeit ist ein gutes Pflaster . . . Es ist am besten, man vergißt, was doch nit mehr zu ändern ist . . ."

„Vergessen!" rief das Mädchen mit wildem Hohne. „Als wenn man sich das nur so anschaffen und die Erinnerung wegwischen könnt', wie die Buchstaben auf der Tafel! . . . Ich hab' Dir schon gesagt, Lipp, daß Du das nit verstehst!"

„Warum sollt' ich's nit verstehn? Meinst, ich wüßt' gar nit, wie's Einem um's Herz ist bei der Lieb'?"

„Du?" fragte Sabine und warf ihm einen Seitenblick zu, der ihm durch die Seele ging.

„Was fragst so besonders?" rief er verwundert.

„Es ist nur . . ." sagte sie wie nach einigem Besinnen, „weil mir just eine Geschichte durch den Kopf geht — auch eine alte, eine vergessene Geschichte . . . von einem armen Weibsbild, das vor fünf Jahren in die Isar gesprungen ist, drüben in Walgau. . . Ein Flößer hat sie verführt gehabt und sich dann von ihr weggeleugnet . . . Wirst wohl gehört haben von der Geschicht'? Hast ihn vielleicht selber gekannt, den schlechten Burschen, den Flößer?"

Lipp zuckte zusammen, biß die Zähne über einander und erblaßte, daß es ungeachtet des immer tiefern Waldschattens sichtbar war. „Was weiß ich?" sagte er barsch und doch unsicher. „Die Leut' reden viel, wenn der Tag lang ist! Lassen wir die alten Geschichten ruhen, Du und ich — es ist Gras d'rüber gewachsen! Gieb Deiner dummen Einbildung nit nach — es könnt' eine reuende Zeit kommen!"

„Niemals!"

„Ueberleg' Dir's doch! Ich hab' mein' ordentliches Sach'l bei einander — ich hab's gut mit Dir im Sinn . . . Ueberleg' Dir's, Bin'l, und schlag' ein!"

Er stand still und streckte die Hand aus; mit einer

Geberde des Abscheus wies sie dieselbe zurück. „Ich hab's schon gesagt!“ rief sie unwillig. „Ich nehm' Dich nit und keinen Andern nit!“

„So, so . . .“ sagte er nach kurzem Schweigen. „Ich verstehe! Das heißt auf Deutsch . . . mich magst Du nit, Du hast 'was gegen mich . . . denn daß Du auch keinen Andern nehmen solltest . . . das ist ein Gered'! Das machst Du mir nit weiß! Es ist wohl schon öfter vorgekommen, daß sich Einer erstürzt, oder daß ein Madel seinen Schatz verloren hat . . . deswegen aber ist die Welt nit ausgestorben, und noch eine Jede hat sich getröst'! . . . Wer kann für's Unglück?“

„. . . Wenn's aber mehr wär', als ein Unglück?“

„Wie ist das gemeint?“

Die Beiden hatten nahezu die Höhe erreicht; der Wald ging zu Ende, und durch die letzten Bäume sah man die grüne Matte der Alm liegen und hörte das Glockenbimmeln der weidenden Rinder. „Wir wollen anhalten und ein wen'gel ausschnaufen,“ sagte das Mädchen. „Setz' Dich dort auf den Marchstein hin . . . ich will Dir Alles sagen, damit Du siehst, es ist mir Ernst . . . Es ist kein Unglück gewesen,“ setzte sie nach einer Weile leiser hinzu, „sondern ein Mord: der Gotthard ist nit hinunter gefallen über den Felsen . . . ein Anderer hat ihn hinunter gestürzt . . .“

Sie schwieg; auch der überraschte Zuhörer fand nicht gleich ein Wort der Erwiderung. „Aber woher weißt Du das?“ rief er dann verwundert. „Wer sollt's gethan haben?“

„Der Gotthard,“ fuhr Sabine stockend fort, „hat sich das Kreuz gebrochen bei dem Sturze und das Genick . . . der Kopf ist fast unbeschädigt gewesen, und am Schlaf war ein kleines blutiges Mal . . . rundlich, fast nit größer als ein Groschen . . . ich hab's dem Bader wohl gewiesen; er

hat gesagt, das käm' von einem zackigen Stein, an dem er sich aufgeschlagen hätt' . . . Ich hab's glauben müssen, aber es hat mir nit aus dem Sinn gewollt, als müßt' das Wundmal von einem Schlagring sein, wie ihn die Burschen tragen . . . Es hat mir keine Ruh' gelassen, und wie der Auswärts 'kommen ist, und es ist aber (schneefrei) 'worden auf der Höh' . . . wo er muß hinuntergestürzt sein, — da hab' ich gesucht und gesucht . . . und hab' im Gras, fast hart am Gewänd', einen Schlagring gefunden . . . einen zerbrochenen . . . der Gotthard muß gerungen haben mit seinem Mörder . . . da muß ihm der einen Streich an den Schlaf gegeben haben . . . der Ring ist zersprungen von dem Streich... und der Gotthard ist damisch (betäubt) 'worden . . . und . . ."

Sie hielt inne, schluchzend und von einem wilden Schauder geschüttelt.

„Das ist verwunderlich," sagte Lipp; „aber wenn Du eine solche Vermuthung hast, warum hast Du's nit lang' schon angesagt am Landgericht?"

„Weil's nichts nützen thät' . . . es wär' ihnen nit genug, den Herren, und wenn sie 'was thäten, das Ringel bringt den Mörder nit auf . . . unser Herrgott allein hat ihm zugeschaut in der unglückseligen Stund', unser Herrgott allein kann ihn finden!"

„Was soll's aber hernach mit dem ganzen Verdacht?"

„ . . . Daß ich's nit verwinden kann, daß er umgebracht worden sein soll . . . und der's gethan hat und ihn auf dem Gewissen hat und mich dazu, der sollt' herum geh'n unter'm blauen Himmel und sollt' frei ausgeh'n und nichts haben dafür? . . . Ich hab' einmal gehört, ein Ermordeter hat keine Ruh' im Grab', und seine Seel' kann nit fort von der Erden, bis der Mörder auch drunten liegt bei ihm . . . Mir ist immer, als wär' der Gotthard um mich herum und thät mich mahnen, daß er nicht eingeh'n

kann in die ewige Glückseligkeit . . . und ich mein', ich müßt' es noch erleben, daß ich ihm die Ruh' verschaffen könnt' . . . und d'rum will ich allein und ledig bleiben mein Leben lang . . ."

Der Bursche schwieg eine Weile wie überlegend; dann erhob er sich rasch. „Das ist mir zu rund!" rief er. „Ich begreif' nit, warum Du deswegen nit heirathen sollst . . . ein Mann könnt' Dir doch helfen, wenn's einmal wirklich auf 'was ankäm' . . . Also g'rad' heraus . . . Du willst wirklich nit heirathen, Bin'l?"

„Ich hab's gelobt — weder Dich, noch einen Andern!"

„Und nochmal gerad' heraus . . . ich glaub's nit, Bin'l! Aber ich sag' kein Wört'l mehr zu Dir . . . mit uns Zwei' soll's aus sein; aber merk' Dir wohl, was ich sag' . . . ich will Dir helfen, Deine Gelöbniß halten! Mich brauchst nit zu haben, Madel, aber daß Du auch keinen Andern nehmen sollst, dafür wird der Lipp sorgen — verlaß Dich darauf!"

Er schritt voraus die grasige Anhöhe hinan und der Hütte zu, um welche er einen Trupp Männer versammelt sah. Sabine folgte langsam und blieb, oben angekommen, steh'n, um einen Blick in die wundervolle Abendlandschaft zu werfen, die sich vor ihr aufthat. Im Westen, über die Möser und das Flachland hin, war die Sonne schon untergegangen; ein rothblauer Duft wogte wie Nebel auf der fernen Ebene. Näher heran, schwarz und schweigend stiegen die Bergrücken des Herzogenstands und der Jocheralm empor, den dunklen Walchensee umrahmend, der nur noch vom Wiederscheine des Alpenglühens erglänzte, in das rückwärts der Karwendel die breite Felsenstirne emporstreckte. Die Röthe gemahnte das Mädchen wie Blut, und das einbrechende Dunkel wie Grabestrauer: ihre Gedanken waren blutig und nächtlich.

Auf der Alm herrschte übrigens keineswegs die feierliche Stille, welche sonst dort ihren liebsten Wohnort zu suchen pflegt. Die Männer standen an der Hütte in lautem, eifrigem Gespräche bei einander und beachteten die Sennerin kaum, als sie näher kam und in die Hütte trat. Es war eine bäeurische und doch bunte Versammlung, denn die Männer waren des verschiedensten Alters und Standes, und aus allen nahe liegenden Bergdörfern zusammengeströmt. Neben dem Posthalter, dem Revierförster und den Bauern von Walchensee standen die Besitzer der in einsamer Seebucht verborgenen Zwergerhöfe; der Fischer von Urfarn war herübergerudert und hatte die Bewohner der Häuser mitgebracht, welche am Sachenbach und am Anfange der Jachenau stehen. Alle waren bewaffnet, wie eben das Haus ihnen eine Wehre zu bieten vermocht hatte, und neben dem wohlgeschäfteten Scheiben- und Pirsch-Stutzen prangte auch manche alte Flinte, mancher noch ältere, verrostete Pallasch und viel anderes Mordgewehr bis zu Dreschflegel und Sense.

„Ich kann's halt immer noch nicht recht glauben," sagte der Besitzer der Alm, „daß die Tiroler sich untersteh'n sollten, zu uns heraus zu brechen!"

„Warum doch!" rief der Förster. „Haben sie's doch auf anderen Punkten schon gethan! Nicht sechs Wochen ist es, daß sie über Partenkirchen heraus sind bis nach Murnau und hätten den ganzen Markt angezündet und geplündert, wenn ihnen der Herr Pfarrer nicht mit Kreuz und Fahnen in Procession entgegen gegangen wär' . . . sie haben eine Brandschatzung von dreißigtausend Gulden mitgenommen, das ist das Wenigste!"

„Ich mein' halt, es ist am besten, man sorgt vor!" rief der Eine von den Zwergerhofbesitzern. „Ich hab' ein altes Evangeli' daheim, da hat mein Urahn'l auf die letzte Seit' allerhand hineingeschrieben, was Merkwürdi-

ges gescheh'n ist zu seiner Zeit. Da steht's drinnen ... Zu Kurfürst Max Emanuel's Zeiten, es werden jetzt gerade so ein funfzig Jahrl'n sein, da ist auch Krieg gewesen mit den Tirolern, und die sind auch zu uns heraus gestreift in ihrer übermüthigen Weis'. Die Walchenseeer aber haben in der Eng' am Katzenkopf einen Verhau gemacht von Bäumen und Trümmern und haben sich dahinter gestellt mit ihren Büchsen ... da sind die Tiroler umgekehrt, und ist kein einziger Schuß gefallen! Wir wollen's auch so machen!"

„Bin nit dagegen," sagte Sabinens Vetter; „aber wundern thut's mich doch! Hat's doch geheißen, der Lefèvbre käm' anmarschirt mit hunderttausend Mann, und die Tiroler wären geschlagen auf allen Seiten?"

„Und der Kaiser Franz hab' das Tirol aufgegeben?" fragte ein Anderer. „Und es soll doch bei Baiern bleiben?"

„Hab's auch nit anders gehört," setzte ein Dritter hinzu. „Und der Sandwirth, der in Innsbruck regiert hat wie ein König, soll flüchtig geworden und auf und davon gegangen sein?"

„Das ist Alles wahr," erklärte der Posthalter; „aber die Tiroler sind einmal verblendet und glauben's nicht. Der Husarenwirth von Mittenwald hat mir Post heraus gethan; die Tiroler, die in der Scharnitz liegen, rühren sich und wollen einen Einfall zu uns machen. Er hat's von einem Fuhrmann, den sie angehalten haben, und der ihnen ausgekommen ist und ist bei der Nacht über die Grenze herüber ..."

„Gut also!" rief der Vetter wieder; „so wollen wir vorsorgen, und auch einen Verhau machen. Kannst gleich auch mitgeh'n, Lipp, mit Deinem Beil!"

„Gewiß!" erwiderte dieser, die Axt lüpfend, in rohem Tone; „sie rührt sich schon nach einem Tiroler-Schädel!

Wir wollen's ihnen machen, wie sie's den Unsern gemacht haben . . . ich hab' auch einen Bruder dabei unter denen Vierhundert, die sie am Iselberg mit den Büchsenkolben erschlagen haben, wie die wüthigen Hund'!"

„Und ich einen Buben!" sagte der Sachenbacher grimmig. „Es ist mein Jüngster gewesen und mein Liebster . . . er ist mit dem Burscheidt gewesen an der Pontlatzer-Brucken und liegt unter den Felsentrümmern begraben! Jetzt wollen wir Alten es ihnen heimzahlen, und wollen ihnen zeigen, daß der baierische Bauer mit dem Stutzen gerad' so gut umgeh'n kann, wie der Tiroler!"

„Es ist doch immer schade und ein' Schande dazu!" sagte der Posthalter, indem er mit den Männern den Weg waldabwärts einschlug. „Die Tiroler sind alleweil gute Nachbarn gewesen und sind deutsche Leut', wie wir . . . ich wollt', wir könnten einmal mit einander über die Franzosen her, anstatt daß sie uns immer über einander bringen und hetzen!"

Die Männer gingen, und bald war es still auf der Almweide, nur von unten herauf aus weiter Entfernung dröhnten manchmal Beilhiebe und das Stürzen der Bäume, welche den Verhau bilden sollten.

Sabine stand noch eine Weile unter der Thüre und sah in die Sternennacht empor, die sich kühl und klar aufgethan hatte über Bergen und Wald. Sie hatte das Vorgehende nur halb vernommen; dringendere, eigenste Sorgen lagen ihr am Herzen, und auch als sie in die Hütte zurücktrat und die Thüre schloß, um das Küchen- und Milch-Geschirr am Herde zu ordnen und zu reinigen, waren ihre Gedanken nicht bei ihrer Beschäftigung, sondern schweiften hinab in die Felsschlucht mit dem Taferl' und schwebten um den Kranz an demselben und dessen räthselhaften Spender. Als sie fertig war, saß sie noch lange auf dem Herdrande, die Hände in den Schooß gelegt,

beim Scheine des erlöschenden Feuers, und selige Träume von vergangenem Liebesglück umschwebten ihre Seele.

Einmal horchte sie auf, denn es war ihr gewesen, als hätte sie Schritte nahen gehört; aber Alles blieb still, und sie versank wieder in ihre Träumerei.

So erschrak sie wirklich, als mit einem male vor der Thüre eine Stimme laut wurde — eine Stimme, die ihr so bekannt war, daß sie davor erbebte, und über die sie sich nicht täuschen konnte! Und doch — dem diese Stimme gehörte, lag ja lange zerschmettert im Grabe und konnte nicht wiederkommen . . . Sie glaubte, geträumt zu haben . . . es mochte die Macht ihrer Einbildung sein, was ihr die Erinnerung als Wirklichkeit erscheinen ließ.

Da klopfte es fest an das kleine, klirrende Fenster, und die Stimme rief so deutlich, daß kein Zweifel, keine Täuschung mehr möglich war: „Sennerin, mach' auf . . .“

Halb ohnmächtig, die eine Hand auf den Herd stützend, die andere an das hochschlagende Herz gepreßt, stand Sabine . . . „Alle guten Geister . . .“ stammelte sie mit stockendem Athem. „Wer ist draußen?“

„Einer, der den Weg verloren hat,“ klang es herein, „der nicht mehr weiter kann vor Hunger und Müdigkeit . . . Sennerin, mach' auf . . .“

Das war deutlich Gotthard's Stimme . . . konnte es eine solche Aehnlichkeit geben? Wie oft hatte sie auf diesen Ton gelauscht . . . wie oft hatte er ihr diese Worte scherzend zugerufen, wenn ihn der Weg Nachts aus dem Walde noch heimführte und er sich die Mühe nicht reuen ließ, ihr mindestens durch's Fenster einen Nachtgruß zu bringen! . . . „Es ist schon spät,“ brachte sie endlich mühsam hervor . . . „ich mach' nit mehr auf . . .“

„So gieb mir eine Schüssel Milch und ein Stück Brod durch's Fenster heraus,“ rief es entgegen. „Ich will

Dir's zahlen . . . aber ich kann nit mehr fort vor Ermattung . . ."

„Wer ist's denn nachher?" fragte sie gefaßter und ermuthigter. „Wo kommst her?"

„Ein Teppichhändler bin ich," war die Antwort, „aus dem Innthal . . . Ich komm' von Walgau und hab' einen kürzern Weg über die Berge gehen wollen und bin irr' gegangen . . ."

Furcht und Neugier kämpften in dem Mädchen; die Furcht, noch so spät und allein einen unbekannten Menschen einzulassen, die Neugier, Denjenigen von Angesicht zu sehen, dessen Stimme so sehr jener des todten Geliebten glich. Sie war noch unentschlossen, was sie thun wollte, als ihre Hand schon an den Thürriegel rührte und ihn zurückzog. Dann trat sie an den Herd und störte die Gluth, daß sie aufflackerte.

In der Thüre stand ein großer, schön gewachsener Bursche in Tirolertracht, von kühnem Aussehen und einem entschlossenen Wesen, das zu dem friedlichen Handel mit Teppichen gar nicht zu passen schien, von denen er einige über den Arm hängen hatte und einen größeren Pack in Riemen über den Schultern trug.

„Grüß' Dich Gott, Sennerin," sagte er, „es ist woltern brav von Dir und fein, daß Du mich noch hereinlass'st — brauchst Dich aber nit zu fürchten vor mir!"

„Ich fürcht' mich auch kein Brösel," erwiderte Sabine kurz, stellte Milchschüssel und Brodlaib vom Gesims auf den Herdrand und schob das Geldstück zurück, das der Bursche dafür hinlegte. „Steck's ein," sagte sie, „wirst es etwan schon noch brauchen können — 's ist nit der Brauch da heroben, daß man 'was nimmt von Einem, der hungrig ist . . ."

„Dann sag' ich halt, 'gelt's Gott tausendmal . . ."

„Gesegn's Gott auch so viel . . ."

Damit war das Gespräch zu Ende; der Fremde aß, doch nicht mit jenem Eifer, der nach seinem angeblichen Hunger zu erwarten gewesen wäre: er fand immerhin Zeit, über die Schüssel weg seiner Wirthin in's Gesicht zu blicken. Bei ihr war es die Neugierde, weshalb sie öfter auch nach ihm sah — sie mußte doch wissen, wie ein Mensch aussah, der dieselbe Stimme hatte, wie Gotthard. Vieles erinnerte sie auch in der Erscheinung des Fremden an ihn: es waren zwar ganz andere Züge, und doch lag etwas in seiner Haltung und seinem ganzen Wesen, wodurch sie sich unerklärlich angezogen fühlte. Sie wandte die Augen ab oder schlug sie zu Boden, wenn sie dem forschenden Blicke desselben begegnete. Dies Anstarren war ihr zuwider und verletzend, und doch regte sich ein Zug des Wohlwollens in ihr, wegen dessen sie sich grollte, und den sie nicht mehr für möglich gehalten hatte in ihrem Leben.

Sie mußte sich aufraffen und dem Dinge ein Ende machen. „Was gaffst' mich so in einemfort an?“ sagte sie unwillig. „Hast noch nie eine Sennerin geseh'n?“

„Eine solche, wie Du bist, noch nie!“ entgegnete der Fremde unbefangen und geradezu. „Du gefallst mir so viel gut — daß ich's gar nit sagen kann. Hast schon einmal von den saligen Fräulein gehört?“

„Niemals,“ erwiderte sie mit beklommener Verwunderung.

„Das sind Weiß-Alben,“ fuhr er fort, „gute Geister, die bei mir daheim in Tirol auf den höchsten Bergen oben in den Felsen d'rin hausen — stille, fromme Geschöpf', freundlich und schön wie der Mondschein. Es ist wunderselten, daß Einer sie singen hört, oder gar, daß Einer sie sitzen sieht vor ihrer Höhl' und schaut ihr zu von fern, wie sie an einer goldenen Spindel spinnt . . . Wenn sie aber einen Menschen finden, der's werth ist, und der ihnen

gefallt, den führen sie in den Berg hinein in ihr unterirdisches Reich, und wer einmal da drinn' gewesen ist, der kann's nimmer erleiden auf der Welt und kränkt sich hinunter, bis ihm die Sehnsucht das Herz abstoßt . . ."

„Das sind Fabeln," sagte sie und wandte sich ab.

„Freilich wohl — wie ich aber jetzt so dasitz' vor Dir, ist mir, als wär' es doch wahr, und als hätt' mich ein saliges Fräulein hereingeführt in sein Reich."

Ein schwaches Roth überflog die bleiche Wange des Mädchens. Geräusch von außen entriß sie der Verlegenheit und ersparte ihr die Antwort. Auch der Fremde vernahm das Geräusch und sprang auf, aber nicht mit der Haltung eines erschrockenen Händlers, sondern mit der eines Mannes, der sich zu vertheidigen entschlossen ist. „Ich hör' Fußtritt', sagte er mit eigenthümlicher Betonung. „Gilt's Dir, Sennerin? Ist das Dein Schatz, der an's Fenster kommen will . . .?"

„Ich hab' keinen Schatz," rief sie unwillig und mit tiefer Gluth übergossen, „die Bauern werden's sein, die drunten einen Verhack machen . . . Die rebellischen Tiroler sind uns angesagt worden . . . Mach', daß Du fortkommst!"

Er zögerte. „Warum?" sagte er. „Ich fürcht' sie nit, Alle mit einander . . ."

„Fort, sag' ich, fort!" rief sie wieder, ängstlich durch's Fenster spähend. „Ich will nit, daß sie Dich bei mir antreffen, und Du, als Tiroler, hast auch nit Ursach', daß Du auf sie wartest . . . Geh', sag' ich . . . Dieweil sie vorn hereinkommen, kannst Du hinten durch den Stall hinausschlupfen! . . . Aber halt' Dich rechts . . . gegen die große Buchen zu . . . links geht's hinunter über die lange Wand . . ."

Der Fremde schrak zusammen. „Sorg' Dich nit um mich, Sennerin," sagte er, „ich kenn' mich wohl aus . . .

bin nit ganz zum allerersten Mal in der Gegend . . . Aber meinetwegen, ich geh', weil Du's so haben willst . . . aber wenn's nit heut' Nacht noch zu End' ist mit mir, so komm' ich wieder . . ."

Er schlüpfte hinaus. Beinahe gleichzeitig erschien Lipp mit einigen von den bewaffneten Bauern in der Hüttenthüre. Er blieb stehen und sah spähend in allen Winkeln umher. „Bist allein, Sennerin?" sagte er mit lauerndem Hohne.

„Du siehst es wohl," antwortete sie barsch. „Hast noch keine Sennhütten gesehen, weil Du so herumsuchst?"

„Wie man sich doch irren kann!" fuhr er, wie zuvor, fort. „Ich hätt' darauf schwören mögen, ich hätt' reden hören in der Hütten . . ."

„Ich werd' wohl mit mir selber gered't haben," entgegnete sie trotzig und ebenfalls nicht ohne Spott. „Aber was willst Du mit den Männern noch heroben bei mir?"

„Wir machen eine Streif'," antwortete Lipp, „der Hiesenfranz ist Posten gestanden an der Obernach hinauf und hat gesagt, er hat ein Mannsbild daherkommen seh'n, und wie er ihn angerufen hat, ist er umgeschlagen wie ein Fuchs und hinauf in den Wald . . . Den suchen wir und haben nur fragen wollen, ob Niemand zu Dir 'kommen ist . . ."

„Schaut selber," sagte sie, „aber macht, daß Ihr weiterkommt . . . 's ist Zeit, ich will schlafen geh'n . . ."

Zögernd und unwillig trat Lipp aus der Thüre, die sogleich hinter ihm geschlossen wurde. Auch das Licht erlosch unmittelbar: das Mädchen, von einer Fluth neuer, gewaltiger, unklarer Gefühle bestürmt, verlangte Dunkel und Einsamkeit — angekleidet warf sie sich auf's Lager, barg das glühende Gesicht in dem Heukissen und weinte bitterlich.

## 2.

Der Flüchtling hatte sich, als er aus der Hütte getreten war, auf den Boden in's Gras niedergeduckt und war unhörbar und unsichtbar bis an den Waldrand vorgekrochen, wo Haselstauden und Schlehengebüsch ein finsteres Dickicht bildeten und ihn verbargen. Keiner der Streifer hatte ihn bemerkt; die Bauern waren voll Eifer, aber zu ungeübt in solchen Dingen; den Wald und alle Waldwege hielten sie so genau bewacht, daß kein lebendiges Geschöpf unentdeckt durchzuschlüpfen vermocht hätte — daß man auch durch's Gras gleiten könne, wie eine Natter, dachten sie nicht.

In dem Gebüsche blieb der Teppichhändler liegen und wartete athemlos, bis die Männer alle sich gesammelt hatten, die Sennhütte wieder verließen und abzogen. Wenige Schritte von ihm tappten sie sich in den ziemlich steil absinkenden Waldpfad hinein, er konnte beinahe die Gesichter unterscheiden, er hörte und verstand jedes Wort, das sie sprachen — sie dagegen konnten sein Blätterversteck nicht durchdringen, denn es war ziemlich dunkel, und dichte Wolkenmassen, von einer hochgehenden Windströmung gejagt, zogen an der schwachen Sichel des abnehmenden Mondes vorüber.

Bald war Alles verschwunden, und nichts mehr zu hören, als das Rauschen der Büsche am Waldrande, welche der Windstrich noch erreichte; da erhob sich der Tiroler und blickte vorsichtig über die Almblöße und nach der Sennhütte hinüber. Dann huschte er längs des Gebüschsaumes der großen Buche zu, welche nach rechts hin die mächtige Krone schwarz in die Nacht emporhob. Unter dem beinahe völlig finstern Laubgewölbe angelangt, hielt er wieder an, blickte nochmals nach der Hütte zurück und

starrte einige Augenblicke nach der gegenüberliegenden Seite hin, wo die Linie des Berges sich scharf vom grauschwarzen Nachthimmel abhob — es war die Stelle, von wo die lange Wand in die Tiefe stürzte. Er nahm den Hut ab, hielt ihn zwischen den gefalteten Händen vor die Brust und murmelte unverständliche Worte in sich hinein. Dann schien er sich aufzuraffen und trat unter dem Baume vor, aber wieder nur, um, neuerdings sich besinnend, still zu stehen. Er dachte noch ein Versteck aufzufinden, wo er die Nacht unentdeckt zubringen konnte; denn es schien ihm nicht rathsam, seinen Weg weiter zu nehmen, da die Bauern der Umgegend einmal beunruhigt waren und leicht durch irgend einen Anlaß dazu gebracht werden konnten, ihre Streiferei nochmals zu beginnen. Bei Tage konnte er jeden Feind eher gewahr werden und durfte dann hoffen, unangefochten die Mündung des Jachenauer Thales zu erreichen und von dort über Kesselberg in die Ebene zu gelangen, zumal wenn er sich nicht an die bewohnte Seite des See's hielt, sondern ihn an dem einsamen rechten Gestade, wo keine menschlichen Ansiedelungen waren, im weiten Bogen umging. In dem Sinnen und Umherspähen fiel ihm nach rückwärts ein kleiner, weißgrauer Fleck in's Auge, der sich mit verschwimmenden Umrissen aus dem umgebenden Walddunkel erhob. „Das muß die alte Lienhardi-Capellen sein,“ sagte er vor sich hin, „da hab' ich schon manche Nachtstund' verpaßt, bis die Jäger daheim gewesen und auf den Ohren gelegen sind — die Thür' laßt sich aufheben mit einem tüchtigen Ruck . . . ich will hin . . . von dort ist auch nicht weit nach der Alm herüber . . . denn so kann ich nicht fort, das spür' ich wohl, einmal muß ich noch herkommen, muß die Hütte wiedersehen und . . .“

Das Weitere verhallte im Nachwinde, und der Wald nahm den Flüchtling in seinen schützenden Schooß.

Die streifenden Bauern waren unterdessen längst bei dem Verhau angelangt, hinter welchem die Mehrzahl verschanzt lag und Wache hielt. An einer besonders schmalen Stelle des Thalsträßchens, wo die Felsen zu beiden Seiten enger herantreten, waren einige der größten Fichtenbäume niedergehauen und lagen mit dem Gewirr ihrer Aeste quer über den Weg; der Platz war passend und mit unverkennbarem kriegerischem Geschick gewählt, vermuthlich lebte es in der Ueberlieferung fort, daß er schon öfter zu ähnlichem Zwecke mit Erfolg verwendet worden war. Einige saßen und lehnten halbschlafend auf der grünen Brustwehr, während die meisten um ein weiter rückwärts angezündetes Wachtfeuer saßen, dessen Schein das Vordach einer alten, verlassenen Köhlerhütte beleuchtete. Nach vorn zu, das Sträßchen entlang, waren auf hervorragenden Stellen Schildwachen ausgestellt, um Alles, was etwa des Weges kam, zu melden und anzuhalten. Der Revierförster, ein alter, ausgedienter Soldat, der mit den baierischen Reichstruppen den siebenjährigen Krieg mitgemacht, hatte die alte Kenntniß hervorgesucht und mit Geschick angewendet.

Lipp hatte eben seinen Bericht über die Erfolglosigkeit des Zuges beendet, aber weislich den Gedanken für sich behalten, wie sonderbar ihm Sabinens Benehmen erschienen war, und welche Vermuthungen sich ihm dabei aufgedrängt hatten. Er fürchtete die Spottlust der Bauern, wenn sie ihm nicht geglaubt und in seinen Reden nur die Regungen argwöhnischer Eifersucht gesehen hätten, er wollte seine Beobachtungen für sich behalten, um vielleicht damit eine Waffe zu haben gegen des Mädchens thörichten Eigensinn. „Der Hiesenfranz," rief lachend einer der Bauern, „hat falsch geseh'n! Wer weiß, was er für einen Tiroler angeschaut hat!"

„Etwa einen alten Baumstock!" lachte ein Anderer.

Der Bursche der die Meldung gemacht und dadurch den vergeblichen Streifzug veranlaßt hatte, stand am Feuer und drehte ärgerlich seine Büchse in der Hand. „Wenn Du unterwegs gewesen wärst, Kohlentoni," sagte er gereizt, „dann hätt's wohl sein können, daß ich einen Stock für einen Menschen angeschaut hätt'."

Lautes Gelächter begleitete die derbe Abfertigung. „Ich weiß es besser," sagte dann der Förster. „Wenn man ungewohnter Weise bei Nacht im Walde ist, kommt Einem Manches ganz ungewohnt vor . . . Es ist ein Hirsch gewesen, was der Hiesenfranz geseh'n hat, und das Geweih' kann ihn irrgeführt haben in dem Zwielicht . . ."

„Sagt, was Ihr wollt," sagte der beleidigte Bursche und warf seinen Stutzen auf die Schulter. „Ich bleibe dabei, es war ein Mensch — ich bin nicht so blind, daß ich einen Hirsch auf vierzig Schritt' für ein Mannsbild und sein Geweih für einen Tirolerhut halten sollt'! Ich hab' ihn so deutlich geseh'n, wie ich Euch vor mir seh', und hab' den Pack unterscheiden können, den er auf der Achsel gehabt hat. . ." Damit ging er und wandte sich seitwärts in den Wald.

„Einen Pack?" sagte ein Bauer. „Am End' ist es Niemand gewesen, als ein unschuldiger Teppich- oder Handschuhhändler, wie sie oft herauskommen aus dem Tirol!"

„Ist eine schlechte Zeit jetzt zu solcher Handelschaft!" sagte der Förster. „Verdächtig bleibt es immerhin. Wenn es wirklich ein Teppichhändler war, was hätt' er sich zu fürchten und zu verstecken gebraucht? D'rum ist es wohl möglich, daß er den Handel nur zum Schein treibt. . ."

„Und daß er sich einschleichen und spioniren will!"

„Es kann auch ein Flüchtling sein," entgegnete der Förster. „Der Förster von Walgau hat mir sagen lassen, der Marschall Lefèvbre habe alle Tiroler Anführer für

vogelfrei erklärt. Die meisten seien fort, und auch der Anführer der Unterinnthaler, welche die Scharnitz besetzt halten, habe sich aus dem Staub gemacht. Das ist Einer von den Allerwildesten — darum ist auch ein Extrapreis auf den Kopf des Vomper-Hans gesetzt!"

„Vomper-Hans?" sagte der Sachenbacher, bedächtig den Kopf schüttelnd. „Ich weiß nit, warum mir der Nam' so bekannt vorkommt!"

„Das ist leicht möglich! Er hat einmal in hiesiger Gegend gedient — als Fuhrknecht beim Wirth im Krinn. Er ist oft durchgekommen mit seinem Frachtwagen . . . ein großer, schöner Bursch', verwegen wie der Teufel, und ein Wildschütz erster Classe. D'rum hat mich's der Walgauer Förster wissen lassen, denn wenn der Rebeller zu uns herüber ist und sich auf's Wildschießen verlegt, könnt' er sich lang' in den Bergen verstecken und die Revier' sauber zurichten!"

„Und wie lang' ist das her?"

„Daß der Vomper-Hans im Bai'rrischen gedient hat? Das mag etwas über drei Jahre sein . . . es war um dieselbe Zeit, zu welcher mein Jagdgehülfe, der Gotthard Recht, sich erstürzt hat über die lange Wand, wenn Ihr Euch noch daran erinnert."

„Als wenn's gestern gewesen wär'! Der arme Mensch! Es ist recht schad' gewesen um den braven Burschen. Man hat's nie so recht erfahren, wie er eigentlich zu Grund' gegangen ist!"

„Was ist da viel zu erfahren! Auf den Jäger lauert der Tod bei jedem Schritt . . . er muß sich eben, Gott weiß warum, zu weit hinausgewagt haben an die Wand und hat den Schwindel bekommen, oder es ist ein Stein'l losgegangen und hat ihn mit hinunter genommen . . ."

Lipp, auf einem Stumpf im Schatten sitzend, hatte aufmerksam zugehört. „Ich weiß nit," sagte er, anschei-

nend ganz gleichgültig, „mir ist, als wenn ich es geträumt hätt' . . . hat es denn nit geheißen, der Jagdgehülf' sei nit verunglückt, sondern umgebracht und hinuntergestürzt worden?“

„Ganz unmöglich wäre es nicht,“ sagte der Förster nach einigem Besinnen. „Ein Jäger kommt oft mit einem Wildschützen auf gar sonderbare und ernsthafte Art zusammen . . . aber es hat sich gar keine Spur, nicht das mindeste Anzeichen gefunden für einen solchen Verdacht, und wenn heut' noch etwas aufkäme, würde es nicht mehr viel fruchten . . . der wackere Bursch' liegt im Grab und ist vergessen!“

„Doch nicht so ganz,“ sagte der Sachenbacher. „So oft ich hereinkomm' und von Weitem an dem Marterl' vorbeikomm', hängt ein Kranzel d'ran. . .“

„Ja, ja,“ erwiderte der Förster, „das Bin'l ist ein wackeres, kreuzbraves Mädel, das seinen Schatz nicht so leicht vergißt, wie manche Andere — die bleibt ihm auch noch im Grabe treu. Die Kränze kommen von ihr. . .“

„Nit allemal, Herr,“ sagte hinzutretend ein Bursche, der auf dem Verhau geschlafen und erst den letzten Theil des Gesprächs mit angehört hatte. „Ich bin heut' früh mit einer Fuhr' Bäume hinein auf die Schneidemühl' . . . es ist mir zuerst gar nit besonders aufgefallen, aber weil jetzt die Red' davon ist, kommt's mir hinterher absonderlich vor . . . da hab' ich meine Pferd' ausschnaufen lassen über der Anhöh', wo's hineingeht in die Klamm an der langen Wand — da ist mir ein Tiroler begegnet. . .“

„Was? Ein Tiroler?“ riefen Alle durch einander. „Und das sagst Du jetzt erst?“

„Wann hätt' ich's denn sagen sollen?“ fragte der Bursche verwundert. „Ist ja noch keine Stund', daß ich zurück bin und ausgespannt hab' . . .!“

„Wie sah der Mensch aus?“ fragte der Förster.

„Nun, wie halt ein Tiroler ausschaut! Ein großer, starker Bursch' mit einem sakrischen Schnurrbart, und auf den Achseln hat er einen Pack Teppich' getragen — er wird wohl handeln damit!“

„Wirklich?“ rief der Förster. „Also hat der Hiesenfranz doch recht geseh'n! Ein Teppichhändler! Und das war schon in der Früh'?

„Zu Morgens — um eine Zehne herum.“

„Und Abends war er noch hier! Also schleicht er offenbar herum und ist entweder ein Spion oder ein Flüchtling! Aber geschwind — erzähle weiter — was war's mit dem Tiroler?“

„. . . Er hat mich gegrüßt und ist rasch an mir vorbeigegangen; ich hab' ihm so nachgeschaut und hab' geseh'n, daß er in die Klamm hinein ist. Was hat nur der Tiroler in der Klamm zu thun? hab' ich mir 'denkt, solltest ihm doch Wunders halber nachgeh'n und schau'n, was er macht . . . Meine Ross' sind gestanden wie die Lampeln — also bin ich ihm die paar Büchsenschuss' nach, und da hab' ich geseh'n, er hat sich vor dem Marterl' an der Wand hingekniet und hat eine Weil' gebet't — dann ist er zu dem Strauchwerk hin, hat 'was abgerissen und hat ein Kranzel daraus gemacht — das hat er dann über das Gemäl' gehängt . . .“

Alle horchten mit gespannter Aufmerksamkeit, besonders Lipp. „Weiter, weiter!“ drängte der Förster.

„Ich bin in meiner Verwunderung noch dagestanden, wie er wieder heraus ist aus der Klamm,“ fuhr der Bursche fort. „Er ist verhofft, wie er mich erblickt hat, und es ist mir vor'kommen, als wenn's ihm nit recht wär', und wann er Handel wollt' anfangen mit mir. Er hat sich aber besonnen, hat „Gelobt sei Jesus Christus“ gesagt und ist an mir vorbei. „In Ewigkeit,“ hab' ich geantwort't . . . und „hast den Jager wohl 'kennt, weil

Du ihm gar ein Kranzel bringst?" . . . Da hat er mich fuchsteufelswild und doch wieder so gewiß traurig angeschaut . . . „Ja," hat er gesagt — „ich hab' damals gedient in der Gegend — ich hab' an den Margarethentag zu denken, so lang' ich leb' . . ." Damit ist er fort, und ich bin meiner Weg' gefahren . . ."

„Höchst merkwürdig und auffallend in der That!" rief der Förster. „Es ist kein Zweifel mehr, daß hier ein verdächtiger Zusammenhang besteht: gewiß aber ist, daß wir unsern Teppichhändler haben, und daß es Niemand anders ist, als der Wildschütz und Rebellencommandant, der Vomper-Hans! Wir müssen unsere Wachsamkeit verdoppeln und eine neue Streife aussenden — er darf uns nicht entgeh'n!"

Beistimmend und berathend traten die Bauern zusammen. „Und ich mein'," murmelte Lipp, bei Seite tretend, vor sich hin, „ich weiß jetzt auch, wer den Jäger hinuntergestürzt hat über die lange Wand . . . Das kann ich brauchen bei dem starrsinnigen Madel! Wenn sie ihre Rach' auslassen kann an dem Mörder, wird sie ruhiger werden . . . wird ihn vergessen, und dann will ich sie schon erinnern, wer ihr dazu verholfen hat . . ."

Er wollte unbeachtet fort und den Waldweg zur Alm einschlagen: das Rufen des Hiesenfranz, der athemlos herangelaufen kam, veranlaßte ihn, noch einen Augenblick zu verweilen. „Jetzt sagt noch einmal, daß ich nit recht gesehn hab'!" keuchte der Bursche. „Ich hab' ihn wieder aufgegangen — ich weiß, wo er steckt!"

„Wer? Der Tiroler? Der Teppichhändler?" rief Alles durch einander.

„Ja . . . wie ich vorhin weg bin in meinem Aerger," fuhr der Hiesenfranz fort, „da hab' ich mir gedacht, ich wollt' es Euch zeigen, daß ich meine Augen nicht umsonst im Kopf stecken hab' . . . ich hab' gewiß gewußt, daß er

da sein muß, ich hab' ihn ja gar zu bestimmt geseh'n — gefunden haben wir ihn nit — also muß er versteckt sein! Aber wo kann das sein? Ich hab' hin und her studirt — hab' alle Plätz' und Winkel durchgemustert, da ist mir die alte Feldcapellen eingefallen! Wie der Wind bin ich hinübergestrichen und bin am Fenster hinaufgeklettert . . . es war hell genug, daß ich es hab' seh'n können . . . ein Mannsbild ist der Läng' nach auf dem Bettstuhl gelegen . . . es muß der Tiroler sein . . ."

Allgemeiner Beifall wurde dem aufmerksamen Wächter, und die zuvor am meisten gelacht hatten, wetteiferten nun in Lobeserhebungen. Eine neue, noch genauere Streife wurde verabredet und auch sogleich in's Werk gesetzt; alle möglichen Richtungen und Wege wurden bedacht und mit einer Kette von Streifern versehen. Wie bei einem Treibjagen sollte von allen Seiten an die Capelle vorgedrungen und der Bogen gegen die Almhütte und die lange Wand hin abgeschlossen werden, über welche hinab es kein Entrinnen gab. Lipp, seine besondere Bekanntschaft mit der Oertlichkeit vorschützend, wußte es so einzuleiten, daß er an die Spitze der linken Flanke kam und also jedenfalls vor allen Andern an der Sennhütte ankommen mußte. Die Büchsen wurden geladen und untersucht; dann zerstreute sich der Zug nach allen Seiten.

Mitternacht war vorüber.

Sabine war indessen, ermüdet vom Sinnen und Weinen, eingeschlafen, um in unruhigem Schlummer durch Träume gequält zu werden, die noch ängstlicher waren, als die Ereignisse des Wachens. Sie glaubte, Gotthard zu hören, der Einlaß verlangte . . . dann war es wieder nicht er, sondern der Fremde mit der trügerischen Stimme, und wie sie zu öffnen zauderte, war es doch Gotthard's blutige Gestalt, die durch die verschlossene Thüre schwebte, vor sie hintrat und sie mit drohenden Blicken ansah.

Dazwischen kam es ihr wieder vor, als sähen die Nachbarn alle durch die Stube und nickten und lachten ihr zu und riefen: „Gieb dir keine Müh', es zu verbergen, wir wissen es doch, daß du dein Gelöbniß gebrochen hast," und Lipp verzog das höhnische Gesicht und schrie über Alle hinaus, daß er ihr helfen wolle, es zu halten . . .

In Schweiß gebadet, fuhr sie empor und glaubte noch zu träumen, als sie um sich blickte. Das Fenster der Hütte ging nach Osten, wo ein bleicher Streifen am Himmel verrieth, daß die Nacht sich zum Abzuge rüste. In der Kammer war es düster und unheimlich, und noch unheimlicher tönte von außen der Schall einiger rasch nacheinander fallenden Schüsse herein. „Heilige Mutter," rief sie aufspringend, „was bedeutet das? Sind die Bauern noch unterwegs? Sollten sie ihn etwa gar aufgefunden haben?"

Hastig riß sie das Fenster auf und horchte hinaus, es war wieder still geworden; nichts war zu sehen — um ihr brennendes Gesicht strich die Morgenluft frisch und scharf, wie sie den Reifnächten vorausgeht. Die Kühle war ihr Erquickung.

Plötzlich stieß sie einen leichten Schrei aus . . . durch das Dämmergrau eilte ein Mann auf die Hütte zu. . .

Es war der flüchtige Tiroler.

Im nächsten Augenblicke hatte sie, ohne selbst zu wissen, wie, die Thür geöffnet, und der Fremde stand vor ihr, ohne seinen Pack, ohne Hut, athemlos und abgehetzt, den rechten Hemdärmel mit Blut bedeckt.

„Ich bin's, Sennerin," sagte er zu der sprachlos ihn Anstarrenden, „. . . ich muß schon wieder bitten, daß Du mich einlass'st. . ."

„Aber was ist's denn mit Dir?" fragte sie beklommen. „Hat denn das Schießen Dir gegolten? Haben's Dich wohl gar getroffen?" Sie gab sich alle Mühe, unbefangen

und ruhig zu erscheinen — aber die Hast, mit welcher sie die Worte herausstieß, verrieth nur zu deutlich die Aufregung und Sorge, der sie entsprangen.

„Die Bauern haben mich verfolgt und auf mich geschossen," antwortete der Tiroler, indem er wie erschöpft sich am Herde niederließ, während sie in ängstlicher Schnelligkeit die Thüre schloß und verriegelte. „Sie werden mich wohl für den Unrechten gehalten haben. . ."

„Aber warum bist Du nit fort, am Abend, wie Du's im Sinn gehabt hast? Da wärst Du jetzt schon weit, und die Bauern könnten Dir nichts mehr anhaben . . ."

Der Mann sah einen Augenblick scheu zu Boden. „Es hat mich nit fortgelassen," sagte er dann düster, „es war, als wenn mich 'was unsichtbar festhalten thät' . . . und dann, glaubst, ich hätt' so leicht fortgekönnt, Sennerin, nachdem ich Dich einmal geseh'n hab'? Ich hab' gedacht, ich wollt' den Tag abwarten und dann nochmal zu Dir heraufkommen. . ."

„Du blutest ja noch!" sagte die Sennerin ausweichend, „laß Dich doch verbinden . . . ich hab' die Blutwurzel zur Hand, die das Blut stillt . . ."

Der Mann streifte den Aermel über den kräftigen Arm hinauf; oberhalb des Ellbogens hatte die Kugel gestreift und scharf gefleischt, die Wunde war nicht gefährlich, aber schmerzhaft. Die Sennerin wusch das Blut weg, legte ein Stück der heilenden Wurzel darauf und schlang ein Tuch um den Arm. Sie war eine zu starke Natur, um Scheu vor Wunden zu haben; dennoch zitterte ihre Hand, als sie die Binde anzog.

„Du bist wohl eingericht't," sagte der Bursche zutraulich, „und hast eine gar sanfte Hand — man spürt Dich kaum. . . ."

„Auf der Alm ist man allein," erwiderte sie und legte die Blutwurzel wieder auf das Sims, „da kann Einem

allerhand zustoßen — da muß man sich vorseh'n und muß sich zu helfen wissen. . ."

„Es ist nit das allein," sagte der Bursche und ließ die männlichen Augen so fest auf ihrem Antlitz ruhen, daß sie sich erröthend noch weiter abwandte. „Du hast so eine eigene Weis', wie Du Alles machst . . . so ganz anders, wie andere Madeln . . . ich kann die Augen schier nimmer loskriegen von Dir . . . und mein Herz . . . du lieber Gott, das kann eh' nimmer fort von Dir!"

Sabine erröthete noch tiefer. Sie war unwillig über diese Reden, und doch mischte sich eine verzeihende Regung in den Groll — konnte der Fremde denn wissen, wie sie gesinnt und entschlossen war? „Laß das Gered' gut sein," sagte sie. „Sag' mir lieber, wer Du bist — wenn die Bauern Dich verfolgen, kann's leicht sein, daß sie Dich auch in meiner Hütten suchen . . ."

„Das glaub' ich auch. Aber ich glaub' auch, daß Du mich verbergen, daß Du mich nit verrathen wirst! Deswegen bin ich getrost auf Deine Hütten zu . . ."

„Also hast Dich doch zu scheuen vor den Leuten und bist kein bloßer Teppichhändler, wie Du Dich ausgiebst? . . . Wer bist also — wenn ich Dir helfen soll, muß ich vor Allem wissen, wem ich hilf' . . . Sie haben Dich also nit für den Unrechten gehalten?"

Der Fremde sah sie noch einmal lange an, als wollte er ihre Züge erforschen, ob sie im Stande sein könne, sein Vertrauen zu täuschen. „Nein," sagte er dann fest, „ich bin schon Der, den sie suchen. . ."

„Und wer bist nachher?"

„Ein armer, elendiger Mensch," rief der Mann schmerzlich aus, „der kein' Heimath mehr hat, keinen befreundeten Menschen, kein Vaterland . . . und nit einmal ein' Fleck, auf dem er ruhig sterben könnt' . . . ich bin der Vomper-Hans, wenn Du etwas von mir gehört hast, einer

von den Bauerncommandanten aus dem Tirol . . . bin vogelfrei und muß flüchten. . ."

„Ein Rebeller also — ich hab' mir's gedacht!" sagte das Mädchen sichtlich erleichtert. „Wie ist es nur möglich — unser König Max ist der beste Herr von der Welt, wie habt Ihr Euch so gegen das Bai'risch-Werden spreizen und ihm so einen großen Verdruß machen können?"

Der Bursche machte eine unwillige Bewegung. „Das verstehst Du nit, Madel," rief er rasch, dann aber fuhr er, wie sich besinnend, etwas milder fort: „Und dennoch — warum solltest Du's nit versteh'n? Du am allerersten, Du hast das Herz in Allem auf dem rechten Fleck: Wir Tiroler haben unsern Kaiser nit weniger gern, als Ihr Euren guten König . . . wenn jetzt die Franzosen kämen und wollten Euch zwingen und sagen, Ihr sollt nit mehr Eurem guten König gehören, sondern einem andern, der Euch wildfremd ist . . . was würden Deine Landsleute, was thät'st Du selber dazu sagen?"

Das Mädchen sah sinnend zu Boden.

„Ich brauch' das auch gar nit fragen," fuhr er fort, „Deine Landsleut' haben es ja schon einmal bewiesen, es ist ja schon einmal so gewesen bei Euch! Vor hundert Jahren hat unser Kaiser Baiern besetzt und hat den Kurfürsten Emanuel vertrieben. Was habt Ihr gethan selbiges mal? Aufgestanden ist das ganze Land und hat sich todtschlagen lassen für seinen Landesherrn — ich weiß es noch gar wohl, wie mein Ahn'l erzählt hat, was er alles gehört hat von der großen Sendlinger Bauernschlacht. . . Sollten wir Tiroler weniger thun für unsern Kaiser?"

„Ich kann nit nein sagen," flüsterte das Mädchen und sah noch immer vor sich nieder.

„Und ich hab's doch über's Herz gebracht," begann Hans wieder, „und bin ruhig daheim geblieben, wie Alles schon den Stutzen auf dem Buckel gehabt hat! Ich hab'

nur ein kleines Güt'l gehabt, ein gering's — ich hab woltern viel arbeiten müssen, damit es so viel ertragen hat, daß es genug war für meine alte Mutter und für mich. Das alte Weib'l hat keinen Menschen gehabt, als wie mich, und so hab' ich's verschoben von einem Tag auf den andern und hab' immer gedacht, den andern Morgen wollt' ich's machen wie meine Cameraden alle, und auch gegen die Baiern auszieh'n und die Franzosen. Da kam der Wrede wüthig auf die Stadt Schwaz losmarschirt und ließ sie an allen vier Ecken anzünden, zur Rache für Alles, was die Tiroler den Baiern angethan . . . Das Dorf Vomp, wo ich daheim bin, ist nicht weit davon entfernt, und ich hab' mich hinausgeschlichen auf Kundschaft . . . Auf einmal hab' ich auch hinter mir Schießen und Schreien gehört, und wie ich zurückgelaufen bin . . ."

Der Erzähler hielt inne, die Erinnerung des Erlebten hatte ihn zu sehr erschüttert und benahm ihm die Stimme. Mit ängstlich erwartenden Frageblicken sah ihn das Mädchen an.

„Wie ich zurückgekommen bin," fuhr er dann langsamer fort, „habe ich nit mehr hineingekonnt in's Dorf. Die Baiern haben es umstellt gehabt in einem weiten Kreis und haben angezündet überall, und die türkische Musik hat müssen dazu aufspielen . . . Ich hab' das Gepolter von den Trommeln und das Pfeifen noch in den Ohren — und dazu das Klingen von den Glocken, die auf dem brennenden Kirchthurm von selber zu läuten angefangen haben, und das Schreien und Heulen von Denen, die im Dorfe waren und all' ihr Hab' und Gut verbrennen sahen und nit herauskonnten, weil die Baiern Alles niederschossen, was entfliehen wollte . . . und dabeistehen und ruhig zuschauen müssen und nit helfen können . . . es hätt' Einem die Haar' grau machen können in einer Viertelstund' . . ."

Sabine schauderte und barg das Gesicht in den Händen.

„Ich hab's zuletzt nit mehr ausgehalten," begann er wieder, „ich hab' wissen müssen, wie's mit der Mutter steht, und hab' mich hineingestürzt zwischen die brennenden Häuser . . . ich war schon ganz nah' an dem uns'rigen . . . da seh' ich die Mutter vor mir, wie sie in dem Grasgarten fortgetappt ist, unter den Obstbäumen, die schon zu brennen anfingen, und von denen die Funken niedertropften . . . sie war nit mehr weit von dem Zaun, und außer demselben standen die Baiern und lachten und schrieen durch einander . . . Ich schrie auch . . . ich schrie der Mutter zu, sie solle anhalten, ich lief ihr nach . . . sie immer vor mir her . . . da krachte es über den Zaun herein . . . mit einem schwachen Schrei drehte es die alte Frau zusammen, und wie ich zu ihr hinkam, war sie todt . . . sie hat nit mehr viel Leben zuzusetzen gehabt . . . die arme, arme, gute Frau . . . Ich bin bei ihr liegen geblieben bis in die Früh' . . . Da sind die Baiern abgezogen gewesen . . . ich hab' zugeschaut, wie mein gutes Mutter'l ist eingegraben worden mit den andern Todten, die sie herbeigetragen haben von allen Seiten . . . dann bin ich noch 'mal auf den Platz, wo unser niedergebrennt's Haus gestanden ist, und hab' mir eine Hand voll Aschen mitgenommen von dem Platz — und bin auch zu den Landesvertheidigern . . . Es ist wahr, ich bin einer von den Wildesten gewesen, nnd wenn sie einen Preis ausgesetzt haben auf meinen Kopf, so wissen sie wenigstens, warum sie es gethan haben . . ."

Eine ernste, langdauernde Stille trat ein.

„Und jetzt?" fragte die Sennerin so leise, als fürchtete sie, dieselbe zu unterbrechen. „Was ist es jetzt mit Dir?"

„Jetzt . . . jetzt ist mein Herzleid vollständig! Jetzt

hat uns der Kaiser aufgegeben — er giebt seine eigene Tochter an unsern Erbfeind, an Napoleon . . . wir haben uns umsonst aufgeopfert . . . der Sandwirth ist fort, der Speckbacher von Rinn, der Peter Aschbacher, der Pater Haspinger auch . . . da hab' ich auch den Boden unter die Füß' nehmen müssen . . ."

„Aber warum gerade da heraus?" fragte Sabine beklommen. „Warum gerade den allergefährlichsten Weg?"

„Die Franzosen sind uns in den Rücken gekommen . . . von Zirl und Seefeld her . . . es gab keinen andern Ausweg. Es ist mir auch einerlei, wenn sie mich erwischen — ich wollt', die Kugel vorhin wär' um ein paar Zoll seitwärts gegangen . . . da wär' Alles schon überstanden. . ."

„Das ist nit recht, das ist nit christlich gered't!" erwiderte das Mädchen mit zitternder Stimme und einer Thräne im Auge, die sie vergebens zu verbergen strebte. „Man muß Gott danken für jede Viertelstund' und sie benützen . . . vielleicht will er Dir Zeit lassen, gut zu machen, was Du auf dem Gewissen hast . . ."

„Vielleicht!" sagte Hans verdüstert. „Wer weiß aber, ob ich das kann, und wenn ich noch so lang' leb'? Aber möglich ist es ja doch, nit wahr? Es ist möglich, daß mich das Leben noch einmal wieder freuen kann? Daß mir noch etwas Gutes aufgehoben ist . . . Wenn es nit so wär', hätt' ich sonst den Weg gefunden zu Dir herauf auf Deine Alm? Ist mir nit schon das ganze Herz verkehrt, seit ich Dich geseh'n hab'?"

„Ich hab' Dir schon gesagt, daß Du solche Reden lassen sollst," rief Sabine finster und mit absichtlich strengem Tone. „Sie helfen Dir nichts und verfangen nimmer bei mir . . . ich hab's gelobt, daß ich will ledig bleiben . . ."

„Ledig bleiben?“ sagte Hans und sah das Mädchen durchdringend an. „Hast also wohl auch schon Deinen Theil auszusteh'n gehabt in der Welt . . . wie solltest sonst zu der Verlobniß gekommen sein . . . Und darf ich's nit wissen, was Dir begegnet ist . . .?“

Sabine nickte traurig und schickte sich zu erzählen an — augenblicklich jedoch sprang sie auf, das Wort erstarb ihr auf den Lippen, und mit ängstlicher Geberde den einen Finger an den Mund legend, deutete sie nach dem Fenster hin. Auch der Tiroler sprang auf.

Es war draußen heller geworden — man sah in der Ferne am Rande des Waldes und Bergabhanges verschiedene zerstreute Männergestalten. Sie riefen einander zu, sie bückten sich nach dem Boden nieder, es war unverkennbar, daß sie eine im Grase aufgefundene Spur verfolgten.

„Sie sind's,“ flüsterte Sabine mit stockendem Athem, „sie deuten auf die Hütte her — sie werden Dich hier suchen . . . geschwind hinunter in den Keller . . .“

Sie hatte rasch die Fallthüre aufgerissen, daß die Kellerstufen sichtbar wurden. Der Tiroler war ihr nicht gefolgt, sondern stand noch immer spähend und wie unschlüssig am Fenster. „In den Keller?“ sagte er. „Verstecken soll ich mich?“

„Aber was willst Du sonst?“ rief Sabine und bemühte sich nicht mehr, ihre unverkennbare Angst zu verbergen. „Wenn sie Dich finden . . .“

„Dann liefern sie mich an die Franzosen aus . . . sieben Kugeln, die machen ein geschwindes End' — mir ist's recht, denn meine letzte Freud' ist auch dahin . . .“

„Aber sie sollen Dich nicht finden!“ rief sie eifrig. „Ich will nit, daß sie Dich bei mir finden . . . Der Gedanke thät' mich noch elender machen, als ich schon bin . . .“

„So thät's Dir leid um mich?“ fragte Hans, der, von ganz andern Gefühlen bewältigt, aller Gefahr zu vergessen schien. „Thät's Dir leid, wenn sie mich finden und niederschießen?“

„Sie sollen nicht!“ rief sie immer angstvoller. „Fort in den Keller . . . sie sind schon in der Näh' . . .“

„Antwort' mir erst auf meine Frag' . . .“ sagte Hans und wagte es, ihre Hand zu fassen. „Ich geh' nit vom Fleck, eh' Du mir Antwort giebst . . . vor Deinen Augen sollen sie mich fangen und binden und niederschießen . . . Sag' mir, thät' es Dir leid, wenn sie mich finden . . . wenn ich zu Grund geh'n muß . . . bist Du mir gut?“

„. . . Ja . . .“ stammelte und zwängte sie aus der widerstrebenden Kehle.

„Jetzt geh' ich!“ rief er jubelnd und drückte ihre Hand noch fester. „Jetzt will ich in den Keller . . . jetzt kann mich das Leben wieder freuen, und so lang' ich mich rühren kann, soll Keiner sagen, daß er den Vomper-Hans gefangen hat . . .“

Er verschwand in den Keller, und die Fallthüre klappte zu über ihm.

Sabine war in grenzenloser Verwirrung mitten in der Hütte stehen geblieben; ihr Athem flog, ihre Wangen glühten — sie wußte kaum, was geschehen, und noch minder, wie es gekommen war. Das Blut drängte ihr an die Schläfe und stürzte zum Herzen, als wollte es fragen, ob ein solches Geständniß möglich, ob sie es gewesen, die ein solches Wort ausgesprochen. Sie hielt die Hände an die Stirne gepreßt, die es ihr fast zu sprengen drohte, über der Antwort, die sie auf diese Frage geben mußte. Die Sinne vergingen ihr beinahe, denn sie vermochte nicht mehr, vor sich selber zu leugnen, daß der Fremde Eindruck auf ihr Herz gemacht, in welchem nach ihrem Gelübde nur das Bild des Todten wohnen sollte.

In diesem Zustande überraschte sie Lipp, der den Uebrigen weit vorangeeilt war, getrieben von der Begierde, seinen Verdacht auszusprechen und das Verdienst der Entdeckung auszubeuten.

Sie schien ihn nicht kommen zu hören; die Hände in den Schooß gelegt und vor sich hinstarrend, saß sie auf dem Kellergemäuer, um den Zugang zur Thüre zu decken und zu verwahren. Verwundert stand er vor ihr, als sie auf sein wiederholtes Rufen und Pochen die Hütte geöffnet hatte und dann gleich wieder an ihren Sitz zurückgekehrt war. Er beobachtete sie schweigend und scharf; war ihr Benehmen ihm schon Abends befremdlich vorgekommen, so war es jetzt noch auffallender. Es war nicht zu verkennen, daß mit dem Mädchen eine große Veränderung vorgegangen sein mußte. Das war nicht mehr dasselbe kalte, strenge Mädchen, das alle Gedanken an Liebe und Ehe so verachtend von sich wies, sie glich eher einer glücklichen Braut, die in glühender Verwirrung des geliebten Bräutigams wartet. Sie war nur noch schöner in diesem Zustande der Erregung, und in den Augen des Burschen stieg das Verlangen nach ihrem Besitze nur noch feuriger empor. Aber es galt vor Allem, die Ursache dieser Umwandlung zu erforschen. Wie, wenn sie ein neues, geheimes Liebesverhältniß zu verbergen hätte? Wenn sie Abends, als sie ihn fortgewiesen, doch nicht allein gewesen? Wenn der gegen ihn gebrauchte Vorwand einem Andern gegenüber seine Kraft verloren hätte? Aber wer konnte der Glückliche sein? Wäre es Einer aus der Gegend, so hätte es nicht verborgen bleiben können, und ein Fremder . . .

Er hielt in seinen Gedanken inne; ein Blitz zuckte in ihm auf, und ein grinsendes Lächeln des bittersten Hohnes umzog seinen Mund.

Jetzt fuhr auch Sabine aus ihrem Brüten empor; sie

schien die Nähe der Streifer ganz vergessen zu haben und fuhr erschreckend zusammen, wie Jemand plötzlich aus dem Schlafe auffährt.

„Nun, Du erschrickst ja völlig, Bin'l?“ sagte er spöttisch. „Hast wohl nit einmal das Schießen gehört?“

„Ich hab' geschlafen,“ entgegnete sie unsicher, „aber das Schießen hab' ich wohl gehört . . . Was giebt's denn? Wem hat's denn gegolten?“

„Einem Hauptspitzbuben,“ sagte er, Sabinen unvermerkt betrachtend, um die Bestätigung seines Argwohns in ihren Mienen zu lesen, „einem von den Tiroler-Rebellen, der sich zu uns heraus geflüchtet hat . . .“

Das Gespräch mit Lipp gab dem Mädchen allmälig seine Fassung wieder. „Wenn er schon flüchtig ist,“ sagte sie kalt, „so hättet Ihr ihn sollen laufen lassen . . . was kann er Euch thun?“

„Nichts — wir wollen aber verhindern, daß er uns 'was thut! Daß er uns ausspionirt und dann seine Cameraden herführt, daß sie uns das Vieh wegtreiben und die Häuser anzünden! Es ist schon hinuntergeschickt nach Kochel zu, wo die französischen Vorposten stehen, damit sie kommen und ihn holen . . .“

„Wenn Ihr ihn habt — nicht wahr?“

„Wir werden ihn bald haben . . . wir haben ihn von allen Seiten eingegangen wie in ein Jagdnetz . . . er kann nur auf der Alm — oder gar da in Deiner Hütten sein . . .“

„Und Ihr wollt ihn wirklich ausliefern?“

„Gewiß . . .“

„Und Ihr wißt, was ihm geschieht, wenn ihn die Franzosen erwischen . . .“

„Er wird wohl erschossen werden . . .“

„Und Du hilfst mit bei so 'was? Einer, der sich einmal eingebildet hat, die Bin'l könnt' ihn mögen, giebt sich

zum Schergenknecht für die Franzosen her? Geh' ... wenn Du Dich Deiner Lebtag' noch nie geschämt hast, so geh' jetzt und mach', daß Du's lernst!"

Bei den Vorwürfen, die das Mädchen dem Lipp machte, erröthete er und kaute an seinem Barte. „Stell' Dich an, wie Du willst, Bin'l," sagte er, „und wenn Du Dich noch so krautig machst, ich weiß doch, was dahinter steckt. Du stellst Dich nur so an, damit man's nicht merken soll! Aber ich seh' Dir's doch an ... es ist Dir nichts Neu's, was ich Dir gesagt hab' ... Du kennst den Burschen und weißt, wo er steckt!"

„Und wenn's so wär'?" sagte sie, stolz vor ihn hintretend. „Wenn Du so gut lesen kannst in meinem Gesicht, dann steht's gewiß auch drinn' geschrieben, daß dafür gesorgt ist, daß Du ihn nit findest!"

„Das glaub' ich kaum! Fort kann er nit sein ... wir haben ihn eingekreist! Wenn er also nit hinunter ist über die lange Wand ... so muß er in Deiner Hütten versteckt sein!"

„Probir's halt, ob Du ihn find'st!"

„Das ist just nit schwer ... Du sitzest nit umsonst wie angenagelt da vor der Kellerthür'! ... Und was ist denn da am Boden? Ein Blutstropfen! — Richtig — unser Wild ist angeschossen und hat geschweißt ... die Fährt' geht bis daher, willst Du es leugnen, daß der Fuchs im Keller sitzt?"

„Ich sag' nichts, als was ich Dir heut' schon einmal gesagt hab'!" rief sie zornig. „Mach', daß Du Deine Weg' weiter kommst ... in meiner Hütten hat mir Niemand 'was einzureden — da bin ich Herr! ... Geh'!"

Lipp zuckte die Achseln und wich nicht von der Stelle. „Wenn ich auch geh'n wollte," sagte er, was thät's nützen? Die Andern gingen doch nicht, die sind nicht so weichherzig ... Und was meinst Du, wenn der Vetter mit-

kommt, ob der nit glaubt, er wäre der eigentliche Herr in der Hütten?"

Als sie schwieg, trat er zutraulich näher. „Schau', Bin'l, ich mein's gut mit Dir," sagte er einschmeichelnd, „sag' mir's, ob er da ist — sag's, eh' die Andern kommen, ich will Dir helfen . . . es ist schön von Dir, wenn Du den armen Menschen retten willst . . . es ist mir völlig schwer auf's Herz gefallen, was Du vorhin gesagt hast vom Schergenknecht . . ."

„Wenn ich Dir glauben dürft' . . ." sagte Sabine unsicher und sah ihn mit den großen, flammenden Augen zweifelnd und fragend an.

„Du darfst mir glauben," sagte er noch treuherziger, aber mit lauerndem Blicke, der nach der Blöße des Gegners späht, um den Dolch in die schutzlose Stelle zu bohren. „Mir thut der Rebeller auch leid . . . und wenn sie ihn noch erschießen thäten, das wär' das Wenigste — das wär' ein leichter und ein geschwinder Tod, aber mich schaudert, wenn ich daran denk', was ihm Anderes bevorstehen kann!"

„Und was?" flüsterte sie ängstlich überrascht. „Was wär' das?"

„. . . Es ist herausgekommen," erwiderte er eben so leise, aber mit Nachdruck . . . „er ist nicht blos ein Rebeller gewesen ... er hat auch einen Mord begangen ..."

„Einen Mord!" rief Sabine und sprang entsetzt auf.

„Still, nit so laut!" beschwichtigte er. „Nicht jetzt . . . schon vor Jahren ist das gescheh'n! . . . Mich wundert, daß Du's nit errath'st, und hast mir doch erst gestern selber erzählt von Deinem Verdacht . . ."

„Heilige Mutter . . ." schrie sie auf, stürzte auf Lipp zu, faßte seine Hand und sah ihm starr in die Augen. „Das ist nit wahr, Lipp! Sag' nein . . . das kann ja nit wahr sein!"

„Gewiß ist's freilich nit — aber es wird doch kaum anders sein . . . Es ist der Bomper-Hans und hat zur selbigen Zeit beim Wirth in Krinn gedient . . .“

„Ja, ja — das ist wahr . . .“ stammelte sie und ließ ihn nicht los, als wollte sie jede Sylbe vorher von Mund und Auge des Erzählers lesen. „Er ist in der Gegend bekannt, das trifft zu . . .“

„Es trifft wohl noch mehr zu . . . er ist ein verwegener Wildschütz gewesen, der wohl mit dem Jäger zusammengetroffen sein kann!“

„Ja, ja,“ sagte sie finster, „war er darum so traurig, als ich ihm sagte, er solle gut machen, was er auf der Seel' habe . . .“

„Das schlechte Gewissen wird ihn wohl traurig machen. — Aber es kommt noch mehr . . . Der Müllerknecht hat ihn angetroffen heut' früh, wie er einen Kranz an das Marterl' gehängt hat . . .“

„Einen Kranz? Also von ihm?“ keuchte das Mädchen mit immer wilder sprühenden Augen. „Ich hab' ihn gesehen, den Kranz . . .“

„Er ist niedergekniet an dem Marterl' und hat gebet't . . .“

„. . . Und wenn es sein letzter Stoßseufzer wär', er betet nit weg, was er gethan hat!“

„Warum sollt' er das gethan haben, wenn ihn nit das Gewissen dazu treibt? Bei Dir thut's die Lieb' . . . bei ihm das Gewissen . . .“

Bine hatte sich wieder gesetzt, sie rang die Hände und fuhr sich in das Haar. „Es ist schrecklich,“ murmelte sie . . . „o, es ist mehr als schrecklich . . .“

Lipp trat näher. „Er hat's sogar eingestanden, so halb und halb,“ flüsterte er, „wie ihn der Knecht gefragt hat, hat er geseufzt und hat gesagt . . . an den Marga-

rethentag hab' ich zu denken, mein Leben lang! . . . Kann da noch ein Zweifel sein?"

„Keiner — keiner!"

„. . . So sag', wo er ist, eh' die Andern kommen . . . wenn Du ihm forthelfen willst, so sag's . . . wir thun's mit einander . . ."

„Forthelfen!" rief Sabine in fessellos ausbrechendem Grimme. „Ich hab' mich nach dem Augenblick gesehnt, wie eine arme Seel' im Fegfeuer nach einem Tropfen Wasser . . . ich hab' ihn mir erbet't und soll ihn jetzt aus meiner Hand lassen? Nein, der arme Gotthard soll einmal Ruh' haben im Grab' — seinem Mörder soll gescheh'n, was ihm gehört . . . Heb' die Fallthür' auf, Lipp — dort im Keller ist er versteckt!"

Erschüttert von dem Kampfe ihrer Seele taumelte sie gegen den Herd, während Lipp die Fallthüre aufriß. Im selben Augenblicke erschienen die übrigen Streifer an der Thüre der Hütte. „Wir haben ihn," rief Lipp ihnen jubelnd entgegen — „nur herein, Cameraden, und bandelt ihn . . ."

Die Hütte füllte sich mit bewaffneten Bauern; auf den obern Kellerstufen stand der Vomper-Hans.

„Gieb Dich, Tiroler," rief ihm Lipp zu, „widersetz' Dich nit . . . Du siehst, daß wir Dir überlegen sind!"

„Das müßten wir erst sehen," war die kaltblütige Antwort, „wenn ich's darauf ankommen lassen wollt' . . . aber ich will mich nit wehren, es ist mir recht so . . . nur Eins möcht' ich wissen, sagt's mir nur das Einzige, wie Ihr mich gefunden habt?"

„Die Sennerin dort hat Dich verrathen!" rief Lipp, während Einige hinzutraten und dem Gefangenen, der es ruhig geschehen ließ, die Hände auf dem Rücken zusammenschnürten.

Er machte einen Schritt gegen die Thüre, blieb aber

vor dem Mädchen stehen und sah sie mit einem Blicke an, in dem Wuth, Liebe und Verachtung sich mischten. „Du hast gesagt, Du willst ledig bleiben," sagte er, „thu's, Sennerin — thu's ja! Mach' Keinen mehr unglücklich — Du grundschlechte Seel'!"

Mit flammenden Augen sprang Sabine auf und hielt den sich Abwendenden zurück. „So willst Du mit mir reden?" stammelte sie. „Kannst Du sagen, daß Dir Unrecht geschieht?"

„Ich hab' für meinen Kaiser gefochten und für's Land Tirol," erwiderte er fest, „ob mich die Franzosenkugeln am Iselberg getroffen hätten, oder ob sie mich jetzt treffen — das ist Eins!"

„Nein!" rief das Mädchen wie außer sich, „eine ehrliche Soldatenkugel ist zu gut für Dich . . . Du gehörst auf's Blutgerüst, und Dein Kopf dem Scharfrichter! Denk' an die lange Wand und an den Margarethentag — Du Mörder!"

Hans zuckte schmerzvoll zusammen und senkte den Kopf — er fand kein Wort der Erwiderung.

„Du kannst nit Nein sagen," fuhr Sabine fort, . . . „der Jäger ist mein Schatz gewesen und mein Bräutigam . . . Du hast mir mein ganzes Glück zernicht't, hast mir das Brautkranz'l aus den Haaren gerissen und hast gemeint, Du machst es gut, wenn Du eins an das Marterl' hängst! Mach' mit unserm Herrgott aus, was noch kommt — wir Zwei sind fertig mit einander . . . und ich bin's auch und bin stolz darauf, daß ich Dich verrathen hab'!"

In finsterem Schweigen folgte Hans den ihn umringenden Bewaffneten; triumphirend blickte Sabine ihnen nach . . . über den Bergrand der langen Wand blitzte in ruhiger Größe der erste Sonnenstrahl empor.

## 3.

Schon lange waren die Bauern mit ihrem Gefangenen im Waldsaume verschwunden, und nur von ferne tönte manchmal noch ein Juhschrei, durch welchen der Eine oder der Andere seine Freude über den glücklichen Erfolg des Unternehmens ausdrückte und zugleich den unten harrenden Genossen das Gelingen anzeigte. Obwohl längst nichts mehr zu sehen war, stand Sabine doch noch unter der Thüre der Almhütte und blickte nach der Stelle, wo die Streifer sich entfernt hatten, in den klaren Morgen hinaus. Es war, als habe sie sich nicht satt gesehen an dem Anblicke des Gefangenen: als wolle sich ihr Gemüth noch länger an der Gewißheit weiden, daß der so lang' und heiß ersehnte Augenblick der Vergeltung für den Verhaßten gekommen war, der das theuerste Leben und mit ihm das Glück ihres eigenen Lebens vernichtet hatte. Hoch aufgerichtet stand sie da, und aus den entschlossen blickenden Augen strahlte eine stolze, kühne Freude, hell und entschieden, wie die Sonne immer höher und leuchtender in das klare Blau emporstieg. Sie schien in ihrem sieghaften Glanze des Gewölkes zu spotten, das über Nacht der Mond von Berg, See und Moor gesogen und emporgehoben hatte, und woraus nun am östlichen Himmel ein dichter, düsterer Streifen wie eine undurchdringliche Wand aufgebaut stand, als wenn es gelte, das emporschwebende Gestirn des Tages in seinem Laufe aufzuhalten.

Zum ersten Male in den vielen Jahren, in welchen Sabine die Alm bezogen hatte, vergaß sie darauf, das Vieh, das in den kalten Nächten schon in den Ställen sich einfand, am Morgen auszulassen; in ihrer Aufregung, in dem Widerstreite ihrer Gedanken überhörte sie, wie die Thiere blökend nach der frischen Weide verlangten, mit

den Ketten klirrten und die Halsglocken schwenkten, daß es bimmelte und dröhnte.

Trotz Stolz, Genugthuung und Freude lag ein Etwas in ihrer Seele, dunkel wie der Wolkenstreifen über der steigenden Sonne.

Der wachsende Lärmen schreckte sie endlich auf und der Zuruf des Geiß=Buben, der mit seinen Ziegen schon ausgezogen war und von dem Felsen, um welchen seine Schützlinge kletternd weideten, herunterjuchzte, mit der einen Hand das alte zerlumpte Hütel, mit der andern die Peitsche schwingend, daß Knall auf Knall sich folgte. Sie trat in den Stall und löste den Kühen die Ketten vom Futterbarren, sie stieß die Stallthüre auf und ließ die Thiere sich hinausdrängen, aber sie dachte nicht daran, wie sie sonst niemals unterließ, sie mit allerlei Schmeichelnamen zu begrüßen, und auch ihr Liebling, eine schöne Falbenkuh, drängte sich vergeblich an sie, um, wie sie gewohnt war, von der Sennerin getätschelt und zwischen dem zierlich gewundenen Gehörne gekraut zu werden.

Als sie in sich gekehrt vom Stalle weg um die Hütte ging und an der Vorderseite auf der sogenannten Gräd' ankam, blieb sie überrascht stehen — die Sonne hatte die Wolkenwand erreicht, und da sie dieselbe nur unvollständig zu durchdringen vermochte, brachen sich die schräg auffallenden Strahlen zu einem eigenthümlichen Roth, das wie der Widerschein einer fernen ungeheuren Feuersgluth den ganzen Himmel und die Berghöhen überfluthete. Es war etwas Unheimliches in dieser Beleuchtung, und dem Mädchen kam es wieder vor, als wäre das Roth von Blut, als wären ihre eigenen Gedanken vor sie herausgetreten und wirklich geworden, denn sie hatte im Geiste immer Gotthard's blutbedeckte Leiche vor sich und sah, wie das Blut seines Mörders, von dem rächenden Schwerte vergossen, auf ihn niederströmte. Wie oft hatte sie solche Vorstellun=

gen und Bilder in sich hervorgerufen und festgehalten, sie waren ihr nicht neu — und dennoch waren sie anders geworden, und vor ihrem Erscheinen rieselte es ihr wie kalter Schauder über den Leib.

So eilte sie in die Hütte, um sich durch die gewohnte Arbeit zu zerstreuen, aber sie erkannte bald, daß das nicht der geeignete Ort für dies Vorhaben war, denn Alles erinnerte hier an ihn und an das Geschehene. Dort vor der Fallthüre zum Keller war der Entsetzliche gestanden . . . sie sah ihn vor sich, sie fühlte, wie sein durchbohrender Blick voll der unsäglichsten Verachtung auf ihr lag ... sie hörte ihn mit Gotthard's Stimme die vernichtenden Worte sprechen . . . „Du grundschlechte Seel'!" . . . Aber sie hatte ihm dafür vergolten! Sie hatte ihn bis in's Tiefste getroffen! Mit dem einzigen Worte „Mörder" hatte sie seinen Hochmuth geknickt, seine Verachtung entwaffnet . . . wie gebrochen, wie so ganz nach außen und innen vernichtet, war er dahingegangen — dem baldigen sichern Tode entgegen! Gotthard und sie selbst war an ihm gerächt . . . und doch, wenn sie ihn in Gedanken so dahinschreiten sah, dem Tode zu, nicht mit dem wilden Trotze des Verbrechers, sondern mit einer Erschütterung, die fast aussah, wie die tiefste Reue — dann wich die Strenge, und ein Strahl von Mitleiden dämmerte auf in der Nacht ihres Gemüths.

Hastig raffte sie sich dann auf und fuhr mit der Hand über die Stirne, als wären diese Gedanken etwas Aeußeres, das sich wegnehmen und lüften ließe, wie ein drückendes Band. „Wie kommt mir so 'was in den Sinn!" murmelte sie vorwurfsvoll vor sich hin. „Geschieht ihm denn nicht recht? Und wenn sie ihm das Härteste anthun, ist es mehr, als er verdient hat? Nein — und wenn ich es nochmal zu thun hätte — ich würde mich keinen Augen-

blick besinnen und es wieder ebenso machen! Ich glaube, ich könnte zuseh'n, wie sie ihm den Kopf . . ."

Sie vollendete den Gedanken nicht — denn im Augenblicke sah sie diesen Kopf vor sich, so männlich kühn und doch so gutmüthig, daß seine Schuld wie eine Unbegreiflichkeit erschien; sie empfand diese braunen, tiefdringenden Augen auf sich gerichtet, wie damals, als er, neben ihr am Hüttenfenster stehend, ihre Hand gefaßt hatte . . . und immer wieder tönte ihr die leise trauliche Frage in's Ohr: . . . „Thät' es Dir leid? . . . Bist Du mir gut?" . . . Und jene Hand, die so vertraulich in der ihrigen gelegen, hatte Gotthard über den Felsen gestürzt — was hatte sie auf diese Fragen geantwortet, und wem? Und wenn diese Fragen noch einmal an sie gerichtet würden . . . und sie wollte wahr sein gegen sich selbst, was konnte sie noch jetzt darauf antworten? War nicht etwas in ihr, was trotz alles Geschehenen sich nicht beschwichtigen ließ und dem Manne zu Gunsten sprach, den sie haßte und verfolgte als Mörder und Verbrecher?

Die Hütte war ihr zu eng: sie füllte sich immer mehr mit sie umdrängenden Gestalten und Bildern der letzten und früherer Vergangenheit, die sie wegängstigten und vertrieben. Sie mußte fort, und sie wußte, wohin sie sollte . . . sie konnte nicht zweifeln über den Ort, an welchem dieses wilde Gewirr von Empfindungen sich lösen, und aller Zwiespalt in Ruhe verhallen mußte.

Vor die Hütte tretend, wandte sie sich gegen eine höhere grüne Berghalde zu, von welcher, eingerahmt von Wald und Gebirg', eine andere Sennhütte heruntersah, und stieß eine Art Juhschrei aus: es war das Zeichen, das die Sennerinnen sich zurufen, wenn sie der Hülfe der Nachbarinnen bedürfen. Es währte nicht lange, so ging oben die Thüre der Almhütte auf, die Sennerin trat heraus, schaute umher und erwiderte den Ruf. Als Sabine

geantwortet, sah man, wie die Sennerin oben die Hütte schloß und eilig die Berghalde herunterstieg. Es dauerte nicht lange, so kam sie an Sabinens Alm heran und hörte gläubig und theilnehmend deren Bericht, wie sie von einem besonderen Wehthum befallen worden sei, daß sie es nicht mehr auszuhalten vermöge und unten im Dorfe Hülfe suchen müsse. Das war auch in anderem Sinne nicht unwahr und mochte der Sennerin, einer ältlichen, gutmüthigen Person, um so glaublicher sein, wenn sie das verstörte Wesen der Nachbarin sah, und wie die „Hitz' und die Kält'" in ihrem Gesichte wechselten, und der Athem ihr vom Munde ging „so brennend heiß, zum Anzünden".

Sie versprach, bis zu ihrer Wiederkehr oder Ablösung Hütte und Heerde, wie die eigene, zu besorgen, und Sabine flog bald durch den morgenduftenden Bergwald dahin. Es war vergebens, daß im thaufrischen Gebüsch die Amsel sang, daß die tropfenden Tannenzweige sich perlschimmernd im leichten Morgenwinde wiegten, und die Sonne goldgrün durch die hellen Buchenkronen brach — die Sennerin schritt heute hastig und tiefsinnend vorüber, ihr Auge war blind für die Schönheit, ihr Herz unempfindlich für den Frieden um sie her. Als sie in der kühlen Schlucht am Fuße der langen Wand ankam und gegen das Marterl' einbog, hielt sie erst den eilenden Schritt etwas an und athmete auf, als wolle sie die zwischen den Felsen herrschende Kühle wie eine Erfrischung in sich schlürfen.

Vor dem Täfelchen mit dem Doppelkranze angelangt, brach sie wie erschöpft in die Kniee, schlug beide Hände vor das Gesicht und ließ ihren Thränen freien Lauf, die nun erst sich die Bahn zu brechen vermochten und erleichternd von Herz- und Auge strömten. Sie fand bald Stimmung und Worte zum Gebet, und so inbrünstig, wie vielleicht noch nie, flossen die frommen Sprüche und Se-

genswünsche für die Ruhe des Todten von ihren Lippen. Wenn etwas Wahres war an der Sage, daß der Gemordete unruhig an die Erde gebannt sei und in die Freuden des Himmels erst dann eingehen dürfe, wenn der Mörder durch das eigene Blut das fremde gesühnt habe, so stand ja bald nichts mehr im Wege, die arme Seele durfte bald zum ewigen Frieden eingehen und zum Leuchten des ewigen Lichts, denn die Sühne seines Blutes war nahe.

In der Innigkeit ihres Flehens falteten sich die Finger in einander, und die Hände sanken von dem Antlitz der Betenden herab: die Augen hoben sich empor zu dem Morgenhimmel, der über dem Felsenspalte blaute, und blieben dann an dem Martertäfelchen haften. Im Augenblicke brach Sabine das Gebet ab und sprang empor, wie erschrocken über einen unvermutheten fürchterlichen Anblick; dann ergriff sie den Kranz aus Tannenreisig, riß ihn von dem Bilde und schleuderte ihn weithin in's Gestein, wie man etwas von sich wirft, was man vor Abscheu kaum zu berühren wagt. Es dünkte ihr wie eine frevelhafte Entheiligung, wie ein neues Verbrechen, daß der Mörder es gewagt, den Schauplatz seiner entsetzlichen That wieder zu betreten und gleichsam wie mit einem Siegeszeichen zu schmücken!

Durch das Abnehmen des Kranzes war die Malerei und die Schrift auf dem Täfelchen mehr sichtbar geworden, und unwillkürlich las Sabine den am Ende angebrachten frommen Spruch:

„Bedenk' es wohl, mein lieber Christ,
Weißt nie, wie nah' das Sterben ist!“

Sie hatte diese Worte wohl schon unzählige Male gelesen, ohne davon einen besonderen Eindruck zu erhalten; diesmal aber dröhnten sie ihr in Ohr und Herz, wie ein in nächster Nähe vernommener unvermutheter Glockenschlag. Welch' furchtbare Mahnung lag in diesen ein=

fachen Zeilen, zumal an diesem Orte, wo sie durch den Sturz des Jägers schon einmal eine so schreckliche Bestätigung gefunden und sich heute wieder erprobt hatten, denn auch dem Gefangenen war der Tod nahe und war unerwartet an ihn herangekommen, wie ein Fall aus heiterer, sonniger Höhe.

Wie nahe mochte vielleicht ihr selbst das eigene Ende sein?

Und wenn es unvermuthet — vielleicht noch in dieser Stunde an sie herantrat, wie war sie auf den ernsten Augenblick bereitet? Konnte sie dem Knochenmanne unerschrocken in die leeren Knochenhöhlen der Augen sehen und nicht erzittern vor dem Schwunge seiner Sense? Wenn sie in dieser Zeit abgerufen wurde, hinzutreten vor den Thron Gottes, vor das Sonnenauge des allwissenden Richters, vor dem die Falten aller Geheimnisse sich aus einander legen — zu dem sie so oft gebetet hatte um Gnade „jetzt — und in der Stunde des Absterbens“ . . . konnte sie vor ihm den Blick erheben? Konnte sie auf Gnade hoffen mit ihrem Herzen, erfüllt von Gedanken des Hasses und der Rache? . . . Wehe, wenn der ewige Richter ihr zumaß mit dem Maße, mit dem sie ausgemessen hatte . . . wehe, wenn er ihr vergab, wie sie vergeben hatte ihren Schuldigern!

Mit ungeheuerer Angst überfiel sie das Bewußtsein, daß von nun an auch sie den Tod eines Menschen auf sich haben werde — eines Menschen, der, wenn auch für sich schuldbeladen, ihr nur Liebe gezeigt, nur Vertrauen erwiesen hatte, und den sie dafür mit Verrath belohnt, ihm einen Stein gegeben hatte statt des Brodes!

Sie kam zu keinem Entschlusse, aber von innerer Unruhe gegeißelt, eilte sie aus der Schlucht, zur Straße hinab — sie mußte wissen, wie es um den Verrathenen und Gefangenen stand.

Die Straßenbeugung, wo der Verhau angebracht war, war schnell erreicht; durch ein Gebüsch an der Anhöhe verdeckt, konnte sie das ganze Bollwerk überblicken. Es war dicht mit Bewaffneten besetzt, denn wenn auch die ersten Vertheidiger sich ermüdet zurückgezogen hatten, waren sie durch doppelt so viele Neuangekommene ersetzt; hatte sich doch der Lärm verbreitet und die ganze Burschenschaft der Gegend in Waffen herbeigeführt. Der eisgraue Kopf des Vetters war nicht sichtbar; Lipp aber stand mit Einigen beisammen, in eifrigem Gespräche und unverkennbar die Ereignisse der Nacht erzählend.

Der Gefangene war nirgends zu erblicken, er mußte also schon fortgeführt worden sein oder war in der Kohlhütte untergebracht, es gab sonst keinen Platz, ihn zu verwahren.

Behutsam schlich das Mädchen näher und hatte auf einem Umwege durch den Wald rasch die Hinterseite der Hütte erreicht, an welcher, gegen den Wald ausmündend und abgewendet von dem Verhau und seiner Besatzung, eine Hinterthüre und neben dieser eine kleine Fensterluke angebracht war.

Sie rollte ein Baumstück herbei und stieg hinauf, um hinein sehen zu können.

Es war beinahe dunkel in dem engen, modrigen Raume — nur in schwachen Umrissen war in der Ecke ein Haufe dürrer Blätter zu erkennen, die als Laubstreu für den kommenden Winter zusammengerecht waren. Auf demselben lag die stattliche Gestalt des Vomper-Hans, zusammengekauert und mühselig, denn die noch immer auf den Rücken gebundenen Hände hinderten ihn eben so an freier Bewegung, als an bequemer Ruhe und Lagerung. Hastig und gewaltsam warf er sich hin und her, einzelne Laute, die er dabei ausstieß, ließen es unklar, ob er nur unverständlich vor sich hinmurmelte, oder ob es die Erregung

des Fiebers war, welche wirr aus ihm sprach. Das Letztere war nicht unmöglich, denn die durch das Binden wieder gereizte und blutende Armwunde mochte wohl die Schmerzen bis zur Betäubung gesteigert haben.

Mit angehaltenem Athem lauschte Sabine den Reden des Gefangenen; was sie davon vernahm und verstehen konnte, waren nur einzelne Worte — Worte der Ergebung und des Gebetes, um so ergreifender, je kräftiger die Persönlichkeit des Klagenden, und je hülfloser die Lage war, in der er sich befand. „. . . Nein!“ rief er jetzt vernehmlicher, „. . . ich will mir die Augen nit verbinden lassen — ich will selbst Feuer commandiren! . . .“ Eine Pause trat ein, nur von schweren Athemzügen unterbrochen. „. . . Eine letzte Bitte?“ flüsterte er dann wieder, als ob er eine nur von ihm vernommene Frage beantwortete . . . „Ich hab' keine . . . laßt mich noch ein Vaterunser beten — für meine Mutter selig . . . Nein, die ist lang' im Himmel, die braucht mein Beten nimmer . . . ein Vaterunser für mich selbst . . . und für den Jäger . . . und für . . .“

Das Weitere verlor sich in unverständliches Gemurmel.

Sabine vermochte nicht länger an sich zu halten. Die ganze trotzige Kraft ihres Wesens war gebrochen und erweicht, wie der Schnee im Frühling, den die innere Erdwärme mürbe macht, noch ehe die senkrechte Sonne seine schimmernde Decke schmilzt. Sie wollte weinen, aber sie konnte nicht, es kamen keine Thränen mehr, nur ein wildes, schmerzliches Schluchzen erschütterte hörbar ihre Brust.

Der Gefangene richtete sich etwas auf und horchte.

„Ist Jemand da?“ rief er, und als keine Antwort kam, fuhr er fort: „Wenn Jemand da ist . . . bitt' ich um einen Trunk Wasser . . . ich muß verschmachten sonst . . .“

Sabine antwortete wieder nichts — aber sie flog zum Lagerplatze, wo sie im Rücken des Landsturmes einen großen, irdenen Krug stehen sah, ergriff ihn und eilte damit zur Thüre. Sie war nicht mit einem Schlosse versehen, und daher nur die Klinke mit Stricken festgebunden. Sie löste dieselben, öffnete, und die Thüre wieder hinter sich anziehend, wankte sie, kaum ihrer Sinne mächtig, in den dunklen Raum. Hans hatte sich aufgesetzt, mit beiden Händen, das Gesicht abgewendet, hielt sie ihm wortlos den Krug an den Mund.

Er trank gierig und athmete tief auf.

„Wer's auch ist . . . vergelt's Gott tausendmal . . .“ sagte er und wollte sich wieder auf das Lager zurücklegen, aber die Bewegung brachte in der Wunde einen stärkeren Schmerz hervor, daß er zusammenzuckte und unwillkürlich einen Ruf des Schmerzes ausstieß.

Sabine gab keinen Laut von sich, mit fliegendem Athem und glühendem Gesichte kniete sie hinter seinem Rücken nieder und löste die Stricke von seinen Händen. „Vergelt's Gott noch einmal,“ sagte er, während sie mit bebenden Händen die Einschnitte der Stricke befühlte, die Schürze abriß und sie mit Wasser befeuchtet um die geschwollenen Hände und den wunden Arm schlang. „Ich versprech' Dir heilig, daß ich nit davon laufen will — es hat nit Noth, daß man mich gebunden wie ein Kalb zur Schlachtbank führt . . . aber wer ist es denn,“ fuhr er, sich umwendend, fort, „der sich so annimmt um mich . . .“

„Du?“ rief er, Sabinen erblickend und erkennend, die mit gesenktem Blicke in ihrer knieenden Stellung verblieb, aus der sie vor Zittern sich nicht zu erheben vermochte. Er fuhr etwas zurück und sah sie dann lange schweigend mit einem durchdringenden Blicke an, in welchem Staunen und Entrüstung mit einem mildern Gefühle rangen. „Du bist's?“ wiederholte er. „Du kommst zu mir? Das muß

ich sagen, Du bist ein unbegreifliches Geschöpf! Erst bist Du gut mit mir und freundlich — dann verräthst Du mich, und jetzt kommst Du wieder zu mir und thust, als ob Du mir gut wärst, und als wenn's Dir leid thät' um mich . . . Du hast zwei Gesichter, Madel . . . welches davon ist das falsche?"

„Das kommt," sagte sie halblaut, „weil Du zuerst ein doppeltes Gesicht gezeigt hast . . . ein redliches, dem man wohl trauen möcht' . . . und ein schreckliches, vor dem Einen schaudert!"

„Schaudern! Wer weiß!" erwiderte er. Vielleicht thät'st eher weinen und mich bedauern, wenn Du Alles wissen thät'st . . . Und Du sollst es auch wissen! Ich hätt' Dir schon oben auf der Alm Alles gesagt, aber es hat nit heraus gewollt aus mir, vor den vielen Leuten . . . Ich mein', es müßt' mir leichter werden, wenn ich's Jemand sagen kann — und vor Allen Dir . . ."

Sabine kauerte seitab im Dunkel auf der Laubstreu, während er begann.

„Ich bin ein wilder Bursch' gewesen selbige Zeit . . . meine Mutter selig hat mir wohl oft zugered't, aber es hat nichts geholfen, ich hab' das Wildschießen nit lassen können, und das Herumsteigen auf den Bergen war mir lieber, als daheim die Arbeit und die Kümmerniß in der engen, rauchigen Hütten. In Tirol drinnen war nit mehr viel zu machen mit der Jagerei — dafür hat's herüben in Baiern desto mehr Hirschen gegeben und Gams, das hat mich verlockt, und ich hab' mich herüber verdingt in's Bairische. Da war ich in mein' Element, und wenn ich frei gewesen bin, sind wohl wenig Nächt' gewesen, in denen ich nit draußen war im Wald und bin dem Wildpret nachgestiegen. Ich hab's verwegen 'trieben, die Jäger haben mich bald gespürt und sind mir wie wüthig auf die Eisen 'gangen von allen Seiten — aber der Vomper-

Hans ist schlauer gewesen als sie, und wenn es unten geknallt hat, und sie haben ihn unten gesucht, ist er wie der Wind schon zu höchst über ihnen gewesen und hat sie ausgelacht! Einmal . . ."

Er hielt inne, und es war, als ob er eines Anlaufs bedürfe, um fortzufahren.

„Einmal . . ." sagte er dann mit gedämpftem Tone, „. . . Du weißt ja den Tag — bin ich im Zwielicht herüber auf Deine Alm — ich hab' einen Hirsch gespürt gehabt, einen prächtigen Sechzehnender, der hat vom Walde herunter gewechselt, und auf den hab' ich mich anpirschen wollen. Ich bin d'rum am Gewand', oben an der Schneid' von der langen Wand herum, weil ich ihm den Wind abgeh'n wollt' — ich bin ganz sicher gewesen, denn ich hab' den Forstner mit seinen Leuten schon lang' zuvor heimgeh'n seh'n . . . Auf einmal, wie wenn er aus der Erden herausgewachsen wär', ist der Jäger vor mir gestanden . . . ich begreif's jetzt freilich wohl, was ihn hergeführt hat . . . ‚Halt', Kerl — oder ich schieß' . . .' hat er mich angeschrieen und ist da gestanden vor mir, mit der Büchse im Anschlag; ich hab' mich besonnen, einen Augenblick . . . zum Auffahren mit meinem eigenen Stutzen war's zu spät . . . bis ich ihn an die Backen gebracht hätt', hätt's schon lang' geschnallt bei dem Jäger — wir sind keine zwanzig Gäng' von einander gewesen . . . ich resolvir' mich also kurz, duck' mich nieder, mach' zugleich einen Sprung . . . unterlauf' ihm das Gewehr und pack' ihn um die Mitt' . . ."

Sabine machte eine Bewegung, er hielt, selbst ergriffen, inne.

„. . . Ich hab' ihm nichts zu leid thun wollen," sagte er dann, „ich wollt' ihn nur verhindern, daß er mich nit niederschießen oder fangen kann . . . Ich hab' oft nit an mei' Mutter gedenkt, in dem Augenblick aber ist sie mir

eingefallen, und was sie sagen und aussteh'n thät', wenn sie hören thät', daß ihr einziger Bub' erschossen worden ist oder im Zuchthaus steckt . . . Ich hab' nichts gewollt, als den Jäger niederwerfen und dann davon springen — aber der Jäger ist stärker gewesen, als ich gemeint hab', er hat sich tüchtig gewehrt, und so haben wir einander herum gewürgt, daß es mir schon schwarz und roth geworden ist vor den Augen . . . Die Knie' sind mir eingebrochen, in ein paar Augenblicken . . . ich hab's gespürt . . . hätt' er mich am Boden gehabt . . . da hab' ich meinen rechten Arm frei gekriegt und hab' dem Jäger einen Schlag gegeben . . . wohin, weiß ich nit . . . aber er hat meinen Hals losgelassen im Augenblick, hat als wie damisch (betäubt) ein paar Torkeler gemacht und ist rücklings hinuntergetaumelt über's Gewänd . . ."

Erzähler und Hörerin schwiegen . . . „Du sieh'st," begann er nach einer Weile wieder, „mein Willen ist es nit gewesen . . . und wenn ich auch nit auf rechten Wegen gegangen bin . . . ich hab's in der Verzweiflung gethan . . . ich hab' mich nur wehren wollen . . ."

Sabine weinte und winkte ihm mit der Hand, zu schweigen; er aber fuhr fort. „Du meinst, es wär' schon genug?" sagte er. „Aber nein — Du mußt jetzt Alles hören . . . Du weißt wohl, wie's geschehen ist, aber nit, was ich ausgestanden hab' dafür! — Am andern Morgen hab' ich mein' Dienst aufgesagt und bin zurück nach Tirol . . . ich hab' keinen Stutzen mehr angerührt, sondern Tag und Nacht als Bauernknecht gearbeit' . . . bei meiner alten Mutter und für sie . . . ich hab' es mir selber aufgethan als Buß' . . . Aber es hat nit geholfen! Ich hab' keine Ruh' mehr gehabt — und keine rechte Freud' . . . jede Nacht hab' ich den Jäger im Schlaf geseh'n — ich hab's geseh'n, wie er stürzt, und hab' ihn aufhalten wollen und hab's nit gekonnt — und wie ich hab' müssen

flüchtig geh'n, bin ich diesen Weg heraus ... ich hab' beten wollen an dem Ort . . . es ist mir gewesen, als wenn mich 'was bei den Haaren hätt' und hätt' mich hergezogen ... ich hab' gehofft, ich könnt' meine Ruh' wieder finden — und ich hab' mich auch nit geirrt: ich hab' ja Alles gefunden, was ich gewollt hab' . . . und noch mehr dazu . . ."

Sabine weinte still . . . „Mir ist das Herz zum Zerspringen schwer und voll," seufzte sie, „und doch ist es mir ein Trost, daß Du nit so schuldig bist, wie's den Anschein gehabt hat."

„Der Schein betrügt," erwiderte Hans, „ich hab's ja auch an Dir erfahren, Madel — Du bist auch nit so hart vom Gemüth, wie Du Dich angestellt hast, und wenn Du mich auch verrathen und ausgeliefert hast . . . jetzt, wo Du so neben mir sitzest in meinem Gefängniß, und bist so gut und herzig mit mir, jetzt weiß ich doch, daß Du nit die Unwahrheit gered't hast, wie ich Dich gefragt hab', ob Du mir gut wär'st — und ob es Dir leid thät', wenn sie mich fangen und fortführen zum Erschießen . . ."

Das Mädchen erwiderte nichts; aber sie duldete, daß er näher rückte, und als er ihre Hand ergriff, entzog sie ihm dieselbe nicht, nachdem ein schwacher Versuch dazu an seinem Widerstande gescheitert war.

„Laß mir Deine Hand . . ." sagte er innig . . . „Der arme Bursch', der durch mich hat zu Grund gehen müssen, wird Dir nit bös' sein, wenn er vom Himmel herunter schaut und sieht Deine Hand in der meinigen liegen — er wird nit bös' sein, wenn Du mir verzeihst und wiederholst, was Du mir schon einmal gesagt hast . . . Der Todte wird nit eifern mit dem Lebendigen, der ihm bald nachfolgen wird . . . Thu's, Madel, Du machst mir den letzten Gang noch einmal so leicht . . ."

„Wie sich plötzlich besinnend sprang Sabine auf. „Nein," rief sie, „nein — Du sollst nit sterben — ic

will Deinen Tod nicht auf meinem Gewissen haben, unser Herrgott allein soll richten unter uns . . . Du mußt fort . . ."

„Fort? Wie wär' das möglich? Bin ich nicht gefangen und von allen Seiten bewacht?"

Geräusch von Fußtritten und Stimmen tönte herein und unterbrach das Gespräch.

„Du mußt fort," flüsterte Sabine, „ich mach', daß es möglich wird . . . Sei still . . . ich komm' wieder . . . in einer Viertelstund' . . ."

Sie schlüpfte aus der Hütte und war eilig daran, die Stricke an der Thüre zum Scheine wieder zu verknüpfen. Eben war sie damit zu Ende, als Lipp um die Ecke trat und vor ihr stand, sie mit finstern Blicken musternd und messend. „Du bist da?" sagte er. „Hat's Dich gar nimmer gelitten droben auf Deiner Alm? Schau'st nach, ob Dein Arrestant wohl verwahrt ist? Sorg' Dich nit, Bin'l — der kommt nimmer aus, dafür laß mich sorgen — Du weißt ja, ich hab's versprochen, daß ich Dir helfen will! . . . Aber was ist denn das?" fuhr er auf, als er näher tretend einen Blick auf den Verband an der Thüre geworfen hatte. „Der Strick ist ja wie aufgezogen! . . . Hoho, Madel, steht's so? Jetzt weiß ich, wie viel's bei Dir geschlagen hat . . . Du hast hinein gewollt zu dem Mörder? Es reut Dich wohl gar, was Du gethan hast, und Du willst ihm durchhelfen?"

„Und wenn ich's wollt'?" erwiderte sie, sich zusammenraffend und fest. „Ich leugne nichts . . . ja, ich war bei ihm in der Hütten — ich hab's hören müssen, wie's genau zugegangen ist, selbiges Mal am Margarethentag . . ."

„So? Und jetzt weißt Du's," fragte Lipp lauernd, „und bist wohl noch wüthiger wie zuvor?"

„Nein," sagte sie mit einigem Zögern, „mein Sinn

ist mir umgewend't . . . ich will nit mehr haben, daß er zu Grund geh'n soll . . ."

Lipp lachte auf; der Zug von Rohheit in seinem Gesichte trat immer unverhohlener hervor. „Was man nit Alles erlebt!" rief er. „Und warum denn, wenn man fragen darf? Wie ist denn das so schnell 'kommen?"

„. . . Es ist unchristlich . . . ich will Alles unserm Herrgott anheim geben — ich will sein Leben nit auf meinem Gewissen haben!"

„Bah . . . ich nehm's auf das meinige!"

„Ich will nit, sag' ich, es ist mein Gefangener — ich hab' ihn Dir übergeben!"

„Nu ja — eben weil Du ihn mir übergeben hast, ist er mein und soll's bleiben! Frag' die Bauern, ob sie den Spion, den Rebellen, den Mörder laufen lassen wollen. Und wenn sie wollten . . . er soll nit fort, er soll keinen Fuß aus der Hütten setzen, bis die Franzosen da sind und ihn abholen! So will ich's haben, und ich weiß warum!"

„Und warum? Rede!"

Lipp sah die Entrüstete höhnisch an. „Warum?" entgegnete er. „Weil ich besser als Du selber weiß, was in Dir vorgeht . . . weil ich Deine Gedanken errath', als wenn Du ein gläsernes Fensterl' auf der Brust hätt'st! Weil Du Deinem Verlöbniß untreu geworden bist — weil der fremde Landfahrer Dir gefallen hat, wenn Du auch gesagt hast, Du kannst kein Mannsbild mehr gern haben, das wär' gar nimmer in Dir! . . . Du hast gesagt, Du willst mich nit und auch keinen Andern nit . . . Du hast Dein Wort nit gehalten, desto besser will ich das meinige halten und sorgen, daß kein Anderer Dich kriegt!"

Sabine hatte die Hände vor das erröthende Antlitz geschlagen. „Gern haben?" murmelte sie. „Ich? Den Mörder von meinem . . ."

„Von Deinem Schatz!" ergänzte Lipp. „Es ist frei-

lich sonderbar, aber Du hast in Allem eine besondere Weis' . . . bei Dir schlagt die Hitz' leicht um wie die Kält' . . ."

„. . . So ist es nit . . ." stammelte sie, „ich hab' nur Erbarmniß mit ihm . . ."

„Erbarmniß?" rief Lipp noch höhnischer und schwieg, die Blicke fest auf das Mädchen geheftet und unverkennbar über einem Gedanken brütend. „Zeig' mir, daß es nur das ist," sagte er dann rasch — „beweis' mir's, und ich will Dir beisteh'n und will ihm mit Dir forthelfen . . ."

„Aber wie? wie?" fragte sie hastig.

„Wie? — Wenn's wirklich nur das Erbarmen ist, was Dich treibt . . . wenn Du sonst keine Absicht hast, als Den da drinnen vom Tod zu erretten . . . so mach' der ganzen Geschicht' ein End', gieb Dein Jawort und nimm einen Andern."

Sie machte eine stumme Geberde des Abscheus und des Schreckens.

„Thu's!" fuhr er näher und dringender fort. „Gieb Dein Gelöbniß auf — ein Loch ist doch schon hineingerissen . . . nimm einen Andern, Bin'l . . . nimm mich . . ."

Sabine schauderte. „Es wär' Dein Unglück wie mein's . . ." flüsterte sie tonlos; „. . . Du solltest so was nit sagen . . ."

„Ich wag's auf das Unglück hin! Geschwind — entschließ' Dich, Bin'l! Du hörst, die Bauern kommen näher — Du hast die Wahl, entweder Du sagst Ja . . . oder ich verrath's ihnen, daß Du den Rebeller und Mörder willst entwischen lassen, dann ist es gewiß, daß er ihnen nimmer auskommt . . ."

„Heilige Mutter . . ." stammelte Sabine schwankend . . „Ist es denn möglich . . . so weit soll's kommen mit mir! . . . Und wenn ich Ja sagen thät' . . ." setzte sie stockend hinzu.

„Dann will ich schweigen und Dir helfen — ich geb' Dir mein heiliges Ehrenwort darauf! In einer halben Stunde soll er über alle Berge sein ... Besinn' Dich nit lange mehr — da sind die Bauern schon ... Sag' Ja, — sie müssen's Alle hören, damit Du nit mehr zurück kannst ..."

Die Bauern kamen näher. Es galt eine neue Berathung, ob es nicht geeignet sei, eine Streife gegen den Feind vorzuschicken, um zu erfahren, ob er wirklich im Anzuge sei; das zwecklose Wachestehen am Verhau und die Versäumniß dringender Arbeit war den Leuten verleidet. Der alte Vetter kam vom Dorfe her mit der Nachricht, das französische Piquet sei schon im Anmarsche, den Walchensee entlang — das entschied, denn die Verstärkung und Ablösung war damit nahe.

„Ich hab' auch eine Neuigkeit, Ihr Leut'," rief jetzt Lipp, indem er das schweigende, nicht widerstrebende Mädchen an sich zog, „... ich lad' Euch zum Stuhlfest ein — da steht meine Hochzeiterin!"

„Ist's wahr?" rief der alte Vetter freudig und trat zu Sabine, indeß auch unter den Bauern sich eine allgemeine Bewegung der Theilnahme kund gab. „Ist's wirklich wahr? Nun schau, das ist ein gescheidter Gedanke, daß Du die Flausen und die Faxen aufgegeben hast vom Ledigbleiben! Aber wie ist denn das nur so 'kommen in der Geschwindigkeit?"

„Wie wird's gegangen sein!" rief Lipp, dem daran lag, das todesbleich in seinen Armen bebende Mädchen nicht zum Worte kommen zu lassen. „Wie so 'was halt allemal geht! Die Madel zieren sich Alle am Anfang — jetzt ist sie doch eigens herunter von der Alm, um mir zu sagen, daß sie nit leben kann ohne mich ..."

Ein Schuß krachte vom Verhau herüber, und wildes Geschrei begleitete ihn. „Sie kommen!" hieß es

„Sie sind da! Die Tiroler kommen!“ Auch von der Straße hörte man Büchsenknall und das wirre Geschrei einer anrückenden Menge. Mit wildem Sausen stürmten die Bauern auf den Verhau, nur Lipp sah ihnen, ruhig stehen bleibend, nach.

„Was wartest Du?“ rief ihm Sabine zu. „Gehst Du nit mit den Andern in's Gefecht?“

„Eilt mir nit,“ antwortete er. „Die Andern werden mit den Tirolern wohl auch ohne mich fertig . . . ich geh' mit Dir zurück in's Dorf . . .“

„Mit mir? Ich will nit in's Dorf — hier ist mein Geschäft?“

„Nichts da!“ rief Lipp und faßte sie am Arme. „Nichts hast Du hier zu schaffen — Du gehst mit mir — und das auf der Stelle!“

„Ich geh' nit,“ rief Sabine, indem sie sich loszumachen suchte . . . „nit eher, bis ich ihn befreit habe! Jetzt, in dem Getümmel, ist der beste Augenblick dazu! . . . Lipp, laß mich los!“ schrie sie auf, als er nicht abließ, sie fortzuziehen, und sie sogar um die Mitte faßte. „. . . Bedenk', was Du mir versprochen hast!“

„Wer weiß 'was davon?“ rief er mit höhnischem Lachen. „Wer will mich zwingen, daß ich's halt'? Du bist jetzt doch mein vor allen Leuten, Du kannst nit mehr zurück ohne Schand' und Spott . . .“

„Ich kann's und ich will's . . .“ rief die verzweifelt, doch umsonst Widerstrebende. Er aber zerrte sie fort. „Das wollen wir doch seh'n, Du Wildfang, Du unbändiger . . .“ schrie er, „ich will Dich schon zahm machen . . .!“

Da krachten die Bretter der Kohlhüttenthüre zertrümmert zu Boden, und auf der Schwelle stand der Vomper-Hans, — einen Prügel in dem hochgehobenen Arme, sprang er den Beiden mit einem Satze nach und ließ ihn

auf den Kopf des Burschen niedersausen, daß dieser lautlos und plump zusammenstürzte.

Sabine stand verwirrt, als faßte sie nicht, was geschehen.

„Ich bin frei," rief ihr Hans zu, „frei, Madel — und ich bin's durch Dich! Ich sag' Dir Vergelt's-Gott und Behüt'-Gott zu gleicher Zeit! . . . O, Madel," fuhr er nähertretend mit herzlichem Tone fort . . . „vielleicht wär's besser gewesen, wenn ich Dich niemals geseh'n hätt' — aber ich kann's nit wünschen, ich hab' Dich ja so gern — so gern, wie ich noch Niemand gehabt hab', so lang' ich leb' . . . und ich muß Dir's sagen, gerad' jetzt, in dem Augenblick, wo wir auseinandergeh'n auf Nimmerwiederseh'n . . ."

Das Mädchen fand hochaufathmend noch immer kein Wort der Erwiderung, aber sie widerstrebte nicht, als er sie in seine Arme zog und fest an sich preßte.

Ihre Lippen vereinigten sich wie willenlos zum langen, innigen Kusse.

Jetzt ließ er sie los, raffte Lipp's Gewehr vom Boden auf und entsprang gegen den Wald.

„Nit dort hinaus!" rief Sabine ihm angstvoll nach. „Dort ist die Straße . . . rechts in das Dickicht . . ."

„B'hüt' Dich Gott tausendmal!" rief er zurück. „Dort sind meine Landsleut' . . . dort ist mein Platz!"

Er verschwand. Sabine sank an einem Baumstamme nieder, hinter dem Lipp, noch immer ohne Lebenszeichen, lag. Wie aus weiter Entfernung, mit einer Ohnmacht ringend, vernahm sie das Geschrei der Streitenden und das Krachen der Gewehre, denn drüben am Verhau war ein wüthender Kampf entbrannt. Ein Gebet auf den Lippen, knickte sie zusammen — ein Gebet, das mehr dem Feinde galt, als den Landsleuten und dem einst so geliebten Todten.

Als sie zu sich kam, war das Kampfgetümmel verstummt:

als ob, wie sonst, nur die heimischen Bewohner des Waldes in sorgloser Lust unter ihnen gespielt hätten, so friedlich und grün hoben die Tannen über ihr die Wipfel in das Himmelsblau — um sie herum blühten Blumen und duftete das Moos, wie wenn es frischen Thau und nicht eben Blut getrunken habe.

Das Gefecht hatte sich rasch entschieden: die zuerst wüthend anstürmenden Tiroler mußten sich zurückziehen, als die erwartete Abtheilung französischer Soldaten eintraf, welche zu beiden Seiten des Verhaus mit gefälltem Bajonnet vordrangen und sie im Rücken zu fassen suchten. Die Bauern waren mit einigen Verwundungen davongekommen — die Tiroler hatten nur einen Todten zurückgelassen. Es war der Vomper-Hans.

Muthig hatte er sich zwischen die Streitenden geworfen, und in dem Bestreben, Frieden zu stiften, war ihm eine Kugel mitten durch's Herz gegangen.

Der Körper blieb unbeachtet im Grase des Waldrandes liegen, bis Abends Leute kamen und ihn nach Walchensee hinuntertrugen, um ihn neben dem kleinen Kirchlein hart an der Kirchhofwand zu verscharren.

Lange kniete Sabine stumm und thränenlos neben dem Todten. Seitwärts am Walde saß der alte Vetter, ohne sie zu stören, zu fragen oder anzureden: in dem warmen Herzen des Greises dämmerte die Ahnung dessen, was in ihr vorging. Abends trat er hinzu und forderte sie mit liebevollen Worten auf, ihm in das Dorf zu folgen. Sie that es schweigend.

Am Eingange der Schlucht hielt sie an. „Ich hab' noch ein kleines Geschäft, Vetter," sagte sie, „wart't auf mich, nur einen Augenblick . . ." Sie ging tief in das Gestein, suchte den verschleuderten Tannenkranz und hängte ihn über das Gemälde. —

Lipp kam wieder auf, aber er mied die Gegend am Walchensee und ist im fernen Ungarn verschollen.

Dreiundfünfzig Jahre haben dort die Erinnerung an diese Ereignisse vollständig ausgelöscht. — Sabine blieb bei dem Alten, bis er starb, dann bei seinem Sohne und dessen Kindern, ein stiller, nützlicher, von Allen geliebter Hausgenosse; kaum den Lebenden angehörig, mit Gedanken und Wunsch den Todten zugeneigt, für deren Heil sie betete ohne Unterlaß.

Als die Greisin zu ihnen versammelt wurde, prangte auf ihrem Sarge das Ehrenkränzlein der Jungfräulichkeit. — Auf ihre Bitte ward er ihr nicht mit in die Grube gegeben, sondern von freundlicher Hand über dem Täfelchen aufgehangen.

Er ist lange verdorrt und zerstäubt — auch das Marterl' ist verwittert und unkenntlich geworden — nur unter den Betkorallen hat sich der fromme Spruch erhalten und mahnt den Vorübergehenden, wie flüchtig die Stunde ist.

# Der Dorfcaplan.

Es ist lange her, wohl in die sechzig Jahre.

Die erste Frische eines thauigen Augustmorgens lag auf dem weiten Thale, in dessen Mitte der Innstrom aus den Tirolerbergen lustig blitzend heranbraust; drüben am andern Ufer stieg aus dem buschigen Vorlande das Wildkaiser-Gebirge mit seinen vielzerklüfteten, kahlen und wettergrauen Felsschrofen wie eine trotzige Grenzmauer empor, während herüben anmuthiges Bergland, abwechselnd mit grünen Matten, gelben Saatfeldern und dunklen Waldstreifen, sich immer höher und höher hinanzog, bis, dem Nachbar gegenüber beinahe ebenbürtig, der Wendelstein sein ruhiges Haupt so fest und klar in die wolkenlose sonnenschimmernde Morgenbläue hinauftrug, als wär' es das eines Wächters, der mit dem ersten Strahle auf seinem Posten ist, das schöne Gelände zu überschauen, das sich ihm vertrauend an die Felsenbrust geschmiegt.

So früh es war, regte es sich doch schon allenthalben im Dorfe, und in den Gesang der Schwarzamsel, die aus dem Laubdache eines Geheges von Apfelbäumen hervorpfiff, mischte sich der Klang fröhlicher Menschenstimmen: lachende oder singende Töne, die in den Kehlen wach zu werden schienen, wie in den Zweigen die Vögel. Die Thüren der Häuser öffneten sich schon; dort trat der Bauer heraus und blickte mit wohlgefälligem Lächeln und

Nicken nach dem Prachtwetter, das sich zum Feste gemacht hatte und wohl auch auf ein paar Tage länger für den Kornschnitt auszudauern versprach; hier huschte eine Dirne im luftigen Morgenanzuge nach dem Stalle, damit die Arbeit sicher gethan sei, wann das Zeichen der Feier ertöne, und daneben stürmte jubelnd ein Paar kräftiger Knaben zum rauschenden Röhrenbrunnen, um Kopf und Brust in der bergfrischen Quelle zu baden.

In der Mitte des Dorfs, wo die Pfarrkirche ihr verwittertes Gemäuer aus den Gräbern und Kreuzen des kleinen Friedhofs erhebt, war es am lautesten, und der Gesang von zwei Mädchenstimmen schwebte heiter und spielend durch das Gras und über die wenigen Blumen auf den ländlichen Hügeln; die Töne waren wie Schmetterlinge, welche ihren kurzen Erdentag vergaukelten, unbekümmert um Tod und Ewigkeit, unbekümmert um den Boden, dem die Blume entsprossen, mit der sie spielen.

Der Gesang kam von einem stattlichen, steingemauerten Gebäude her, das sich mit städtisch breiten und vornehmen Fenstern längs der Kirchhofwand hinzog, und an das sich in einiger Entfernung der mächtige Getreidestadel mit seinem altersbraunen Gebälke, in rechtem Winkel wie zum Schutze vorspringend, anschloß.

Das breite Stadelthor mit der Dreschtenne stand weit offen, und auf dem festgeschlagenen Lehmboden war eine Schnitzelbank zum Sitze der Sängerinnen bereitgestellt.

Die eine derselben saß auf der Bank; das Haupt leicht vorgeneigt, die Hände im Schooße gefaltet, sang sie mit lauter, frisch tönender Stimme vor sich hin und ließ die andere gewähren, welche, mit tieferer Stimme und leiser in den Gesang einfallend, vollauf damit beschäftigt war, das reiche nußbraune Haar der Camerädin in gleiche Zöpfe abzutheilen, sie mit schmalen rothen Bandstreifen zu durchflechten und zuletzt obenauf ein stattliches Krönlein

von Silberzindel mit schwankenden bunten Glassteinen zu befestigen.

Die Sitzende war jung und hübsch; ihr Anzug, wenn auch noch unvollendet, bestand aus dem rothen Rocke mit den weißen bauschigen Aermeln und der durchscheinenden Florschürze, wie damals noch die Mädchen als Bräute und bei andern feierlichen Gelegenheiten, als Kränzeljungfern bei Hochzeiten oder als Prangerinnen am Frohnleichnamsfeste, zu tragen pflegten. Es war eine schlanke, frische Mädchengestalt mit wohlgeformtem, freundlichem Angesichte, an dem außer einem Paar besonders rosiger Lippen auf den ersten Blick nicht viel des Besonderen zu gewahren war; aber die Stimme klang weich und lieblich, und wenn die braunen Augen sich von dem Florbande emporhoben, mit dem die Hände tändelten, so war es, als sei das gar nicht mehr das vorige Antlitz, es glänzte so eigen darin und so wunderbar, wie wenn einem Wanderer, der tagelang durch Bergesöden und finstere Tannenwaldung dahingeschritten, da er um eine Ecke biegt, plötzlich aus der Tiefe, von Buchenlaub eingerahmt, ein dunkler, verschollener Bergsee entgegenglänzt.

Das ihr dienende Mädchen war älter und mochte wohl nie erlebt haben, daß viele Bewerber um ihrer Schönheit willen sich den Rang abgelaufen; aber der Ausdruck in ihren Zügen war gutmüthig, und sie schien es nicht schwer zu tragen, daß des Lebens reichere Hälfte abgeblüht hinter ihr lag.

Die Mädchen sangen:

Zwei schneeweiße Täuberl'n
Flieg'n über mei' Haus,
Und der Bue, der mir b'schaffen is,
Bleibt mir nit aus!

Und den Bub'n, der mir b'schaffen is
Den kennet i' gern,
Und es wird's do' koa' Blinder,
Koa Buckleter wer'n!

Eben hatten die Mädchen den Jodler begonnen, der nie fehlend sich den Gesängen des Landvolks anschließt, als der Wechselgesang ihrer wohllautenden Stimmen durch eine dritte unterbrochen ward, welche auf diese Benennung keinerlei Anspruch machen durfte. Neben der Scheune hatte das letzte Fenster des steinernen Gebäudes sich geöffnet, und ein ältliches, städtisch gekleidetes Frauenzimmer lehnte sich heraus.

„Wollt Ihr wohl schweigen mit Eurem einfältigen Gesang!" rief sie zankend. „Schickt sich das in aller Frühe? In der Nähe des Friedhofs und der Kirche?"

„Warum soll sich's nit schicken, Fräulein Amélie?" erwiderte die Jüngere und wandte den Kopf mit schelmischem Lachen nach der Zürnenden. „Die Todten im Freithof schlafen gar gut, die macht's nit irr', wenn man ihnen eins vorsingt, das ihnen vielleicht einmal selber Freud' gemacht hat, und wann's 'was Unrechtes wär', neben der Kirch' zu singen, thät's unser lieber Herrgott gewiß nit leiden, daß sich die Grasmuck' dort gerad' mitten über's Portal setzt und d'rauf los singt, als wenn die ganze Kirch' wegen ihr da wär' . . . Ist ja noch kein Gottesdienst in der Kirch'. . ."

„Du bist eine Raisonnirerin, Fränz," entgegnete das Fräulein, „ich kenne Dich schon, und wenn Du nicht still bist, werde ich's Seiner Hochwürden, dem Herrn Pfarrer, sagen! Hast Du nichts Gescheidteres zu thun? Giebt's keine Arbeit mehr im Haus? Schickt sich das für eine Bauerndirn', daß sie sich putzt wie ein Pfau und stundenlang frisiren läßt?"

Ueber die Züge des Mädchens flog ein leichtes Roth,

halb der Erregung, halb der Beschämung. „Die Arbeit ist längst geschehen," sagte sie dann, „ich bin schon vor Tag hinaus in den Anger und hab' Grünfutter hereingeholt für die Kühe; was es sonst giebt, das will da die Kath'rin' für mich verrichten . . . und das bissel Putzen darf mir die Fräul'n nit übelnehmen, sie weiß ja, daß ich eine von den Kranzeljungfern sein muß, heut' bei der Priminz. . ."

Das Fräulein warf das Fenster zu und rief noch einige Worte. . . „Jawohl," klang es, „möcht' auch wissen, wie Du dazu kommst . . ." mehr war nicht zu verstehen.

Das Mädchen erröthete noch tiefer, senkte den Blick unbeweglich in den Schooß und schwieg; die Genossin dagegen fuhr desto emsiger in ihrem Geschäfte fort. „Lass' Dich nit anfechten, Franzi," sagte sie dann, als ihr die Stille unbehaglich ward, „die Fräul'n red't gar viel, wenn der Tag lang ist; sie müßt' keine Pfarrerköchin sein, wenn sie nit zanken thät'! Derentwegen wirst Du doch die Schönste sein von alle Jungfern. . . Das aber kann ich selber nit leugnen, Franzi, daß ich auch für mein Leben gern wissen möcht', wie Du zu der Ehr' kommen bist. Der Moosrainer Isidor . . . will ich sagen, der hochwürdig' Herr Priminziant ist der reichste Bauernsohn im Dorf, und zu den Kranzeljungfern werden sonst immer nur die reichsten und fürnehmsten genommen."

„Ich weiß wohl, Kath'rin'," sagte Franzi, „ich bin nur eine arme Bauerndirn', aber wie ich dazu 'kommen bin, das kann ich Dir schon sagen . . . Du weißt es halt nit, daß ich nit da im Dorf daheim bin; ich weiß selber nit recht, wo ich mei' Heimath hab' . . . ich bin als ein klein's Kind zu München drinn' vor eine Kirchenthür hingelegt worden, die Stadt hat mich haben müssen und hat mich auf's Land geb'n in die Kost. Da hat mich die

Moosrainerin g'seh'n, und weil sie kein Kind gehabt hat, und der Isidor bald fortgesollt hat in die Studi, hat s' mich in's Haus genommen und aufgezogen wie ihr eigenes Kind. . ."

„Was Du mir nit sagst!" rief Kath'rin' und hielt vor Verwunderung im Haarflechten inne. „Wie bist aber nachher als Dirn' in den Pfarrhof 'kommen? Da wär' ich doch lieber auf dem Moosrainerhof, als bei dem städtischen Zankeisen . . . Verzeih' mir's Gott, wenn's eine Sünd' ist, aber die Fräulen ist einmal zu bös!"

„Ja, ja, sie ist wohl scharf und hitzig," erwiderte Franzi mit begütigendem Lächeln, „aber ein gutes Herz hat sie doch, und wie sie mit ihrem Herrn Vetter hierher 'kommen ist auf die Pfarr' und hat mich g'seh'n, da hat s' gleich ein besonderes Wohlgefallen an mir gehabt und hat nit geruht, bis die Moosrainerin Ja gesagt und mich ihr überlassen hat. Und so ist's 'kommen; ich bin mit dem Isidor schier aufgewachsen wie ein Geschwister, und wie er jetzt ein geistlicher Herr 'worden ist, hat's die Bäu'rin und der Bauer nit anders gethan, als daß ich als Kranzeljungfer dabei sein sollt' . . . und der Isidor hat's auch selber verlangt!"

„Um so größer ist die Ehr'," sagte Kath'rin' und nahm das Brautkränzel, um es in den nun völlig geflochtenen Haaren zu befestigen.

„Freilich wohl," erwiderte Franzi und lächelte still beglückt vor sich hin, „was mich aber am meisten dabei freut, ist, daß der Isidor noch an mich gedenkt hat. Er ist wohl alleweil gut mit mir gewesen und freundlich — es ist lang' her, viele Jahr', daß ich ihn nimmer g'seh'n hab', er ist ja alleweil fortgewesen, ich kann mir schier gar nit einbilden, wie er jetzt ausseh'n muß . . . aber daß er das gute Herz noch hat, wie damals, das weiß ich wohl, sonst hätt' er mich nit zur Kranzeljungfer verlangt. . ."

Kath'rin nestelte an dem Krönlein herum; Franzi hielt einen Augenblick inne, dann aber lachte sie lustig und glockenhell auf, wie man wohl zu thun pflegt im Vergnügen über einen plötzlichen heitern Gedanken.

„Was lachst?“

„Mein', es sind nur Dummheiten,“ sagte Franzi, etwas zögernd. „Wie Einem so 'was nur einfallen kann! Hab' ihn jetzt eben leibhaftig vor mir geseh'n, den rothbackigen Buben mit dem braunen Krauskopf, wie er mit seinem kleinen Wägerl', das er sich selber geschnitzt hat, auf dem Rasenplatz im Moosrainerhof herumfuhr und nicht nachgab, bis ich mich hineingesetzt hab' und hab' mich von ihm herumkutschiren lassen ... Dabei hatt' er ein Kränzel gemacht aus Haselblättern, die hatt' er mit den Stielen aneinandergesteckt, und setzt' mir das Kränzel auf und sagte, so wollt' er mich herumfahren, wenn ich erst einmal seine Bäu'rin sei....“

„Das ist freilich anders 'kommen,“ entgegnete Kath'rin', „ein Kränzel hast wohl auch gekriegt von ihm, aber das rechte nit! Wer weiß, vielleicht wär's gescheidter gewesen, er wär' ein Bauer 'worden und hätt' Dich geheirath't frisch vom Fleck weg...“

„Aber, Kath'rin'!“ rief Franzi und wandte sich mit einer Geberde des Schreckens und einem Blicke des Vorwurfs nach ihr um. „Wie kannst so 'was nur denken, geschweig' sagen ... das ist ja frevelhaft!“

„Was soll dabei Frevelhaftes sein?“ entgegnete die Andere trocken. „Seinem Vater, dem alten Moosrainer, wär's gewiß nit zuwider g'wesen, wenn's so 'gangen wär' ... ich hab' davon läuten hören, daß es ihm schwer genug fallt, daß sein einziger Sohn ein Geistlicher worden ist, und daß der schöne schwere Hof, wenn er einmal die Augen zumacht, verkauft wird

und in fremde Händ' kommen soll. . . Meinetwegen aber, mir kann's recht sein, ich werd' doch nit Moosrainerbäu'rin, und die Kranzeljungfer ist fertig, und Den möcht' ich sehen, der 'was an ihr auszusetzen hätt'!"

Die Geschmückte erhob sich und blickte befriedigt in die Spiegelscherbe, welche die bäuerische Zofe ihr reichte und sie dabei an den Schultern herumdrehte, um sie von allen Seiten zu beschauen. „Es thut's wohl," sagte sie lächelnd, „und ist auch Zeit, daß ich mich auf den Weg mach'! Behüt' Dich Gott, Kath'rin'," fuhr sie fort, indem sie der Genossin beide Hände hinstreckte, „ich dank' Dir schön für Deine Müh', und laß Dich's halt nit gar zu stark verdrießen, daß Du daheim bleiben mußt . . . ich bring' Dir schon 'was Rechtes mit vom Bescheidessen. . ."

„Ja, ja," sagte die Magd lachend, „es ist nit das erstemal und wird nit das letztemal sein, daß ich daheim hock' . . . sorg' nur, daß Du selber recht vergnügt bist und mir nachher viel erzählen kannst." Sie wandte sich dem Hause zu, an der Schwelle aber blieb sie stehen und blickte der Forteilenden nach, bis sie hinter der Mauerecke verschwunden war. „Ein gutes Leut, die Franzi!" sagte sie vor sich hin. „Was wohl aus ihr werden wird? . . . So viel ist auf jeden Fall gewiß, eine schönere nnd richtigere Bäu'rin hätt's nit geben könnnen für den Moosrainerhof."

Das Mädchen schritt indessen fort, durch das schmale Kirchhofgäßchen auf den Dorfplatz, und wollte sich der Schmiede zuwenden, die gegenüberlag, als sie mit einemmale mit leichtem Aufschrei zurücktrat, denn das Hasel- und Hollundergebüsch am Wege rauschte aus einander, und ein starker, stämmiger Bursche verstellte ihr den Weg. Der damals noch übliche braune Leibrock mit dem rothen Leibel und schwarzen Ledergürtel ließ ihm nicht minder gut, als die weiten Lederhosen, die blauen Strümpfe und der nie-

drige, breitkrämpige und breit bebänderte Hut. Aus der ganzen Erscheinung sprach wohlgeübte Kraft, nicht ohne einen Zug wilden und trotzigen Bewußtseins derselben.

„Was erschrickst' an mir?“ sagte er in barschem und doch im Anschauen unwillkürlich etwas gemildertem Tone. „Fürchtest, daß ich Dir an Deiner Schönheit 'was ruinire, zu der so lang' 'braucht hast ... Ich steh' schon eine Glockenstund' da und wart' ...“

„Wer hat Dir's geschafft?“ erwiderte das Mädchen spitz. „Was geht Dich meine Schönheit an? Ich frag' auch nit, wie lang' Du 'braucht hast, bis Du Dir den Ruß von Deiner Schmieden aus den Augen gewaschen hast!“

„Scheust Dich wohl vor'm Ruß?“ sagte er lachend. „Hast es nit nöthig; der Ruß ist gesund und macht eine feine, g'schmeidige Haut ... wirst es schon erfahren, wenn Du einmal in der Schmieden stehst ...“

„Weißt das so gewiß?“ fragte sie etwas unsicher entgegen.

„Ich will's wissen!“ brauste er auf. „Und in dem Augenblick will ich's wissen, und d'rum hab' ich Dir den Weg abgepaßt, damit Du mir Red' und Antwort stehst ... Willst' mein Weib werden, Franzi? Sag' Ja — und in vier Wochen gehst Du wieder mit dem Kranzel ...“

Das Mädchen erröthete. „Ich muß wohl jetzt glauben, daß es Dir Ernst ist, Vigili ... Dein Antrag ist für mich eine große Ehr', und Du bist auch ein ordentlicher Mensch, ein herzensguter Mensch, aber auch wild und jähzornig, daß Du Dich selber nimmer kennst ...“

„Das ist nit wahr! Das hat Dir Jemand eingeblasen, der mir feind ist! Nenn' mir den schlechten Kerl, ich brech' ihm das Genick ...“

„Was braucht's das?“ sagte sie und maß ihn ruhig mit den klugen und doch so feurigen Augen. „Bist nicht schon wieder in der Höh' wegen ein paar Worten? Kannst

Du's leugnen, daß Du dem Gesellen den Hammer an den Kopf geworfen hast, daß er viele Tag' hat liegen müssen? Die Leut' sagen gar," fuhr sie näher tretend und leiser fort, „Du hättest im Zorn Deine Hand aufgehoben gegen Deine eigene Mutter, Vigili, gegen Deine eigene Mutter ... Was hätt' da Dein Weib zu erwarten, ein Weib, das Dir nichts in's Haus gebracht hätt' obend'rein ...?"

„Es ist Alles wahr," sagte der Schmied finster, „und doch ist es wieder nit wahr ... wenn Du nur wolltest, Du würdest sehen, daß ich die gute Stund' selber bin ... Verflucht!" fuhr er, sich unterbrechend, auf. „Da kommen die Andern ... ich komm' wieder nicht zu End' mit Dir ... versprich mir wenigstens, daß Du mich heut' noch anhören, daß Du den Ersten mit Niemand Anderm tanzen willst, als mit mir ..."

„Ich muß wohl," erwiderte sie mit etwas gezwungenem Lächeln, „sonst gehst mir doch nit aus dem Weg."

Grüßend kam ihnen die Schmiedin im höchsten Feiertagsstaate sammt den drei andern Kranzlerinnen entgegen.

Inzwischen war es auch auf dem Moosrainer Hofe, dem Mittelpunkte der heutigen Festlichkeit, schon laut und lebendig geworden. Die Thüre des Hauses, die Fensterrahmen und die Geländer der in jedem Stockwerke das Haus umziehenden Galerien waren mit Gewinden aus Eichen- oder Buchenlaub bekränzt, und einige Schritte weiter, am Eingange des Gehöftes, waren noch einige Knechte eifrigst beschäftigt, die dort errichtete Triumphpforte aus grünem Tannenreisig mit Streifen von Goldpapier zu umflechten und mit den schönsten Blumen zu bestecken, die nebenan in dem kleinen Hausgärtchen an verspäteten Nelken oder verfrühten Astern zu haben waren. In dem spitzen Giebel der Pforte prangten aus ähnlichem Geflechte die Ziffern der Jahreszahl, die Anfangsbuchstaben

des Namens und in der Mitte dazwischen ein goldener Kelch, zum Wahrzeichen, daß dem Hause Heil widerfahren sei, und ein Sprößling desselben als neugeweihter Priester heute sein erstes Meßopfer darbringen werde.

Im Hofe fanden sich allmälig immer mehr Festgenossen und Neugierige ein; drinnen aber im Hause, in der großen Wohnstube, warteten die Eltern des Primizianten auf den Beginn der für sie doppelt wichtigen Feierlichkeit, und Niemand wagte, sie in der stillen Sammlung dieser vorbereitenden Augenblicke zu stören.

Der Vater, eine hagere Gestalt mit scharf geschnittenem, ernstem Gesichte wandelte in abgemessenen Schritten die sonntagsstille, sonnenbeschienene Stube hin und wieder. Nur manchmal, wie in tiefen Gedanken, fuhr er sich mit der hohlen Hand über die klugen grauen Augen und die mächtige Vogelnase oder über den kahl gewordenen Scheitel, als wollte er dessen einstigen Lockenreichthum glätten, von dem fast nichts übrig geblieben war, als vorn gegen die Stirne ein schneeweißer Schopf, dessen Kräuslung erkennen ließ, daß unter ihnen die Gedanken nicht minder kraus und eigen durch einander gingen.

Die Mutter, eine behäbige, wohlbeleibte Frau mit weichen, aber verschwommenen und gealterten Zügen, mit weißem Haar, das unter der festtäglichen, schwarzen Schaube hervorleuchtete, saß am breiten Ecktisch, den Rosenkranz in den Händen und das Gebetbuch mit den mächtig großen Buchstaben vor sich aufgeschlagen; auch sie schien aber, in ein mehr innerliches Gebet versunken, denn die Blätter des Buches rührten sich nicht, und die Korallen des Rosenkranzes lagen regungslos in ihrem Schooße.

Nichts war in der Stube zu hören, als der Schlag der großen Schwarzwälder Uhr, oder das Summen einer Fliege an den sonnenhellen Fensterscheiben, oder das

Athmen des großen Haushundes, der, für heute seines Wächteramtes enthoben, sich's unter der Ofenbank bequem gemacht hatte.

Die Uhr hob jetzt rasselnd zum Stundenschlage aus; da klappte die Bäuerin das Gebetbuch zu und erhob sich. „Es ist bald Zeit, Alter," sagte sie, „schau' nur, was für eine Menge Leute schon da draußen versammelt ist . . . was meinst Du, sollen wir's dem Herrn nicht sagen, daß er sich bereit machen soll?"

„Hast schon wieder Angst, daß er sich verspätet?" rief mit gutmüthigem Spotte der Bauer. „Wirst halt auch Deiner Lebtag' nimmer anders! Am Hochzeitstag vor vierzig Jahren hast Du so getrieben und pressirt, daß wir zu früh in dir Kirch' 'kommen sind und haben warten müssen, bis der Meßner mit dem Schlüsselbund gerennt 'kommen ist . . . Doch ich will Dir nachgeben, wir wollen alle Zwei mit einander hinaufgehen und sagen, daß es an der Zeit ist — aber ich mein', ich hör' 'was draußen vor der Thür . . . Schau', schau', dasmal bist' doch zu spät 'kommen . . ."

„Blos durch Deine Schuld!" rief schmollend die Alte, während schon die Stubenthüre sich öffnete, und der Erwartete eintrat. Es bedurfte nicht viel, um in ihm den Sohn des Hauses zu erkennen; als solchen verrieth ihn trotz des langen, schwarzen Rockes, den er trug, der kräftige, dem Vater ähnelnde Gesichtsschnitt und das krause, dunkle Haar: um den Mund aber schwebte etwas von dem weichen Wesen der Mutter, und die blauen Augen waren vollends von ihr. Der junge Priester war eine freundliche Erscheinung; auf seiner breiten Stirne schien ernstes Denken zu hausen, aus dem Blicke leuchtete Milde, um die Lippen spielte die Gabe wohlwollender Ueberredung.

„Guten Morgen, Hochwürden Herr Sohn," rief mit tiefem Knix die Mutter, indem sie nach seiner Rechten

haschte, einen ehrerbietigen Kuß darauf zu drücken; der Sohn hatte Mühe, ihr zu wehren.

„Ich sag' nit so," sagte der Moosrainer, „aber ihr Weiberleut' müßt halt Alles übertreiben. Für mich bist Du mein Sohn, wie vor und eh', und wann Du Bischof wärst . . . ich wär' doch Dein Vater, und wenn mir 'was nit recht wär' an Dir, ich nehmet' mir kein Blatt für's Maul und thät' Dir's sagen, frisch von der Leber weg! . . . Also, guten Morgen, Isidor — guten Morgen zu Deinem Ehrentag!"

„Recht so, Vater," ewiderte der Sohn, indem er die Hand des Vaters ergriff und schüttelte, „und so soll es immer zwischen uns bleiben — mögt Ihr immer mein Vater bleiben, wie es für mich keinen schöneren Augenblick giebt, Euch zu danken, daß Ihr es mir bis zu dieser Stunde gewesen . . . nur durch Eure Güte und Liebe habe ich das Ziel erreicht, nach dem ich so sehnlich strebte . . ."

„Red' nit davon, Isidor," rief der Moosrainer, „ich hab' nit mehr gethan, als meine Schuldigkeit . . ."

„Auch die Liebe ist Schuldigkeit," sagte der Sohn mit innigem Händedrucke und aufleuchtenden Augen, „und doch wird sie zum größten Verdienste Dem, der sie übt! Glaubt nicht, Vater, daß ich nicht wüßte, was es Euch gekostet hat, mir die Laufbahn nicht zu wehren, für die ich mich berufen glaube . . . Ihr habt mir zu Liebe einen Herzenswunsch aufgegeben . . ."

„Nun ja . . . freuen kann's Einen nicht, wenn man ein' solchen Hof hat und ein einzigs Kind und muß ihn in fremde Hände kommen lassen . . . aber in die Ewigkeit kann ich den Hof ja doch nit mitnehmen, und Du hast es ernstlich so gewollt, und des Menschen Willen ist sein Himmelreich! Also hab' ich wohl der Gescheidtere sein und hab' denken müssen, der nachgiebt, ist auch ein Mann!"

„Und glaubt mir, Vater — es ist besser so. Der

Drang nach Erkenntniß war einmal in mir . , . ich hätte zum Bauer nicht getaugt und wär' ein unglücklicher Mensch geworden . . ."

„Gott soll mich bewahren . . ." rief ernst der Bauer, „jetzt ist es nur an Dir, ich hab' nichts zu verantworten und will heut' in Deiner ersten Meff' recht von Herzensgrund beten, daß Du's auch rechtschaffen durchführst, wie Du ang'fangen hast. . . daß Du nit etwa in der Gruben an mich denkst und sagst: hätt' ich mein' altem Vater gefolgt!"

„Ohne Sorge, Vater," rief der Sohn feurig, „meine ganze Seele gehört meinem Berufe — nie kann ein Augenblick der Reue mich anwandeln . . ."

„Wär' auch wohl zu spät dazu," murmelte der Alte vor sich hin und strich den krausen, widerspänstigen Haarschopf; der Sohn überhörte es, denn die Mutter, die während des Gesprächs der Männer hinausgeeilt war, kam hastig wieder und meldete, wie schon der ganze Hof voll Menschen, und wie eben auch noch die Kainzenhoferin angefahren gekommen sei mit ihrem Manne und mit all' ihren Kindern.

„Da kannst Du gleich zeigen, daß es Dich nit reut," sagte der Alte lachend, indeß der Sohn sich anschickte, vor's Haus zu treten. „Die Kainzenhoferin, das ist die Lies', die Baf', die ich Dir ausgesucht gehabt hätt', wenn Du Moosrainer-Bauer 'worden wärst . . . weil bei Dir nichts herausgeschaut hat, hat sie sich um ein' Andern umgethan und hat den Hans geheirath' droben von der Kreuzalm — wirst Dich wohl noch besinnen auf ihn, seid ja mit einander in die Schul' gegangen . . ."

„Ja, so ist's," fuhr die Mutter redselig fort, „und sie hat's auch ganz gut getroffen mit dem Hans und ist eine Staatsbäu'rin . . ."

„Braucht keine Sorge zu haben um meinetwillen," sagte der Priester mit mildem Lächeln, „ich gönne die Liese dem Hans, aber es freut mich in tiefstem Gemüth, daß

Ihr so munter seid, Vater . . . Gott erhalt' Euch den frohen Sinn!"

„Amen, Isidor . . . das ist ein gutes Wort!"

Der Mosrainer brauchte auch wirklich keine Sorge zu haben; mit heiterem, wohlgefälligem Blicke überschaute der junge Priester die zahlreiche und festliche Versammlung, aber er blieb ruhig, auch als er vor der eben angekommenen Bauernfamilie stand, die zunächst am Eingange wartete und ein Bild darbot, wohl geeignet, Auge und Herz zu locken und fest zu halten.

Die Bäuerin hatte auch ihr jüngstes Kind im Wickelkissen mitgebracht; es hatte während des Fahrens geschlafen, war dann aufgewacht und eben wieder zur Ruhe gesungen. Die junge Mutter, eine stattliche Frau mit angenehmen Zügen, hielt das Kleine auf dem Schooße; die beiden ältern Geschwister, ein Knabe und ein Mädchen, standen daneben und schauten das Kind mit neugierig vergnügtem Lächeln an. Der Bauer, eine kräftig gedrungene Gestalt, stand hinter der sitzenden Mutter, leicht über ihre Schulter vorgebeugt, sah in die auf ihn gerichteten Augen des Kindes hernieder und nickte ihm zu, und das erste Lächeln umspielte verklärend die kleinen Lippen.

„Siehst Du, sie kennt Dich schon, Vater! Sie lacht Dich an!" rief die Mutter.

„Sie lacht! Sie lacht!" jubelten die Geschwister und klatschten in die Hände.

Die Mutter aber hob das glückliche Auge auf und blickte in das über ihr hangende des Vaters, und „Sie lacht ganz wie Du, Hans," sagte sie leise und verstummte, weil ihr die Thränen vorstürzten.

Der alte Moosrainer stand gelassen daneben, aber auch in seinen Augen begann es zu schimmern.

Isidor's Antlitz blieb unverändert; keine Regung zeigte sich darin, als das Wohlwollen des Menschenfreundes, der

es zur Aufgabe seines Lebens gemacht, sich selbst vergessend ganz aufzugehen in der Thätigkeit für Andere. Durchdrungen und gehoben von dem gläubigen Gefühle der neuen Würde, trat er in den Kreis, der sich nun bildete. Männer und Jünglinge, Mädchen und Kinder sanken andächtig in die Kniee, damit er ihnen die Hand auflege und sie segne, denn es ist ein frommer Glaube, daß der Segen eines Priesters, der eben erst die Weihen empfangen, von besonderer Kraft sei und etwas davon auf den Empfänger übertrage.

Die junge Mutter war die Erste, die sich herandrängte; über die Knieenden hin reichte sie das Wickelkind — der erste, der kräftigste Segen sollte dem schuldlosen Liebling werden. Mit stillem Vergnügen gewahrte und gewährte Isidor die mütterliche List und begann seinen Rundgang. Da waren fast lauter bekannte, wohlvertraute Köpfe und Gesichter; Greise, die Männer gewesen waren zu seiner Knabenzeit, junge Männer, die mit ihm unter den Büschen des Dorfes gespielt hatten: die mit ihm nach der Schule und, wenn sie glücklich vorüber war, nach Wald und Wiese gewandert waren. Auch manches inzwischen erblühte Mädchengesicht war ihm bekannt, und als die Reihe an die mittlerweile herangekommenen Kranzjungfern kam, erinnerte er sich gar wohl an das freundliche Rundgesicht der Krämers-Babett, die ihm manche Tüte mit Leckereien zugesteckt hatte, und an die schmalen beiden Bäckerstöchter, die einander glichen schier wie ein paar Tropfen Wasser und ihm immer besonders freundlich gewesen — es war seine Jugend, die ganze frohe Geschichte seines Dorflebens, die an ihm wie in Bildern vorüberzog.

Als die Letzte kniete Franzi in Andacht versunken, mit gefalteten Händen — sie erkühnte sich nicht, zu dem Jugendgespielen empor zu blicken . . . diesem selber war die Erscheinung fremd — es mochte wohl irgend eine entfernte

Verwandte sein, die von der Mutter eingeladen worden, die Zahl voll zu machen. Als er aber die Hände erhob und mit leichter Berührung auf den Kranz auf ihrem Haupte legte, da bebte sie innerlich zusammen, und wie die wohlbekannte Stimme den Segenspruch begann, da war es ihr unmöglich, an sich zu halten — eine unwiderstehliche Gewalt zwang sie, die Augen aufzuschlagen . . . Der Priester stockte unmerklich, kaum eines Athemzuges Dauer, während dessen die Blicke Beider wie verwundert, fragend und grüßend in einander haften blieben . . .

Rascher, mit lauter Stimme sprach Isidor den Segenswunsch zu Ende, und eben zur rechten Zeit regten sich die Glocken im Kirchthurme zu vielstimmigem, feierlichem Geläute und mahnten aufzubrechen zur Feier des Tages. Es war keine Zeit mehr, ein Gespräch zu beginnen und etwa den Vater nach dem Namen der Kranzjungfer zu fragen... Das konnte doch unmöglich die Franzi sein, das blasse schmächtige Kind — und dennoch, warum hatte es ihn aus diesen wunderbaren Augen angemuthet, wie noch nie? Der dröhnende Glockenton, der Ernst der Stunde scheuchten das irdische Bild von seiner erhobenen Seele hinweg und festen Schrittes schloß er sich dem Zuge an, der sich fröhlich und bunt um ihn bildete.

Voraus bliesen und trompeteten die Musikanten einen lustigen Marsch, wie bei einer Hochzeit. Damals war es so Sitte, und man fand nichts Anstößiges daran, daß der Priester beim Eintritte in seinen neuen Stand noch einmal unter Sang und Klang von den Freuden des Lebens Abschied nehme, und das Bild einer Hochzeit war es auch, was bei der ganzen Feierlichkeit festgehalten wurde. Der Priester wurde ja auch auf ewig mit der Kirche verbunden. Ein kleines Mädchen von sieben bis acht Jahren durfte daher als deren Vertreterin, als sogenannte „geistliche Braut“ nicht fehlen, und am Arme des Geistlichen prangte

wie an dem eines Hochzeiters das grüne Kränzlein. Die Verwandten schlossen sich an, die Kranzeljungfern dabei, alle die Citrone in der Hand, mit einem Rosmarin-Zweiglein besteckt, und dem Primizianten gab ein älterer Geistlicher das Geleite, welcher der Pathe hieß und ihm in allen Verrichtungen helfend und rathend zur Seite stand. Isidor's Pathe war der Pfarrer des Dorfs, ein großer Mann von soldatischer Haltung, mit einem ernsthaften, nicht eben geistreichen Gesichte; er war kein Freund davon, sich bei solchen öffentlichen Anlässen zu zeigen, aber da es ein Pfarrkind war, das sein Fest feierte, hatte er die bescheidene Bitte desselben nicht abzuschlagen vermocht.

So ging der Zug der Kirche zu; Alles drängte nach den geschmückten Stühlen, während der Primiziant in der Sacristei mit den gottesdienstlichen Gewändern geschmückt wurde und dann, zum Altare geleitet, sein erstes Hochamt feierte. Während desselben hielt der Pfarrer die Ehrenpredigt, worin er dem Pathen die Pflichten des neuen Standes auseinandersetzte, seinen Entschluß glücklich pries und besonders hervorhob, daß er um dessen willen die Güter der Erde zurückgewiesen und sich entschlossen habe, ewige Schätze zu sammeln: Reichthümer, die der Rost nicht zernagt, einen Besitz, der den Motten widersteht und den Würmern.

Isidor saß während der Predigt zuhörend auf dem sammetbezogenen Seitenstuhle, aber trotz aller Andacht, trotz alles Aufwandes von Kraft begann die Erregung seines Gemüths nachzulassen, die Spannung seiner Nerven zu ermatten; wider Willen streiften andere Gedanken ihm flüchtig durch den Sinn, und er mußte sich einigemale sammeln und zwingen, um dem Prediger zu folgen. Es kam ihm vor, als wären es mitunter leere Worte, die dieser sprach, als wäre er nicht Derjenige, dem sie vor Allen galten. Die Gedanken, obwohl unwillig abgewehrt und

verscheucht, kamen dringender wieder und ließen wunderbare Bilder vor seinem inneren Auge entstehen. Es war, als ob die weihrauchdurchdufteten Hallen der Kirche sich weiteten und öffneten — er sah weite grünende Wiesen und rauschenden Wald vor sich und sah sich selber darin als sorglosen, fröhlich spielenden Knaben . . . er sah das Bild der Bauernfamilie mit dem Kinde vor seinen Augen, aber nicht er war es, der den Segen darüber sprechen sollte, und auch das Gesicht der Mutter veränderte sich wunderbar . . . das war nicht die behäbige Bäuerin, das waren die Züge, die Augen der Kranzjungfer, die gegenüber im Chorstuhle kniete und ihr Antlitz so tief über ihr Gebetbuch niederbeugte, daß nichts zu sehen war, als auf dem reichen Haare das Krönlein. . .

Mit dem Schlusse der Predigt erbrauste die Orgel . . . ihre Töne strömten wie überirdische Fluthen um seine Seele und reinigten sie und hoben ihn empor, daß er mit entrüsteter Stärke die letzte schnöde Versuchung der Erde von sich wies . . .

In dankbarer Andacht vollendete er das Opfer, und als er zum Schlusse die feierliche Choral-Weise des Ite, missa est so recht mit voller Stimme zu singen begann, da mochte Jeder es hören und aus diesen Tönen, wie aus einem Siegesliede vernehmen, daß er die alte Schlange bezwungen und ihr den Fuß auf das Haupt gesetzt.

In gleicher Ordnung ging der Zug aus der Kirche, diesmal dem Gasthause zu und ohne die Geistlichen, welche gesondert nachkamen. In einem großen Saale stand die Tafel zum reichlichen Mahle bereit, das für so unentbehrlich galt, wie ein Kirchweihschmaus, und bei welchem alle Verwandten und Bekannten zu erscheinen wetteiferten. Zwischen den einzelnen Speisen bliesen die Musikanten lustige Stücklein und manchen schmetternden Tusch, wenn der Pfarrer die Gesundheit und das lange Leben des Herrn

Primizianten, und dieser hinwider das Wohlbefinden und Gedeihen des Herrn Pfarrers ausbrachte; wenn man nach der Reihe das glückliche Elternpaar, die geistliche Braut und die Kranzeljungfern oder auch wohl die gesammte Freundschaft und alle werthen Gäste hoch leben ließ und abermals hoch!

Das Mahl ward immer belebter, denn der alte Moosrainer wollte seinen Reichthum sehen lassen und zeigen, daß es seinem Sohne nicht um die Freundesgaben der Gäste zu thun war; mit dem Weine ward nicht gekargt, und das ungewohnte Getränk begann in den Köpfen der Bauern zu rumoren, daß das Lachen und Geplauder immer lauter in die Runde ging. Besonders lebhaft war es am Ende der Tafel; dort saß Vigili, der Schmied, ärgerlich darüber, daß die Rangordnung ihn so weit von Franzi getrennt hielt, und die Nachbarn hatten Mühe, zu verhindern, daß seine unwirschen Ausdrücke nicht gar zu vernehmlich wurden, denn er war weder wählig noch zierlich in deren Gebrauch.

Es war eine willkommene Unterbrechung, als die Wirthin mit der Ehrentorte erschien und sie mit besonderem Glückwunsche vor Isidor hinsetzte, denn die Torte mußte immer ein Meisterstück der Kuchenbäckerei sein und gab zugleich das vielfach ersehnte Zeichen zum Beginn des Tanzes. Auf der Zuckerfläche der Torte stand, aus Tragant und Zeugläppchen zierlich geformt, ein kleines Männchen in schwarzem Talar und mit dem Chorrocke darüber, ein plastisches Ebenbild des Gefeierten. Der Tanz war damals auch bei solchen Festen nicht verpönt, vielmehr mußte der neue Priester selbst den Reigen eröffnen: man war der Meinung, daß nur Der im Leben recht rathen und helfen könne, der dem Leben selbst in die Augen gesehen, und verlangte, daß der junge Priester bei seiner Primiz „das erste und letzte Tänzlein“ machen solle.

Schon beim ersten Geigenstriche hatte Vigili sich aufgemacht, um zu Franzi zu kommen und den versprochenen Ersten zu erhaschen . . . so sehr er aber eilte, er kam doch zu spät.

Der Pfarrer hatte sich bereits erhoben, die vorletzte seiner Pathenpflichten zu üben, welche darin bestand, seinem Schützling die Partnerin zum „letzten Tänzlein“ zuzuführen; die letzte war dann, dem Primizianten, der unmittelbar darnach Mahl und Fest verlassen mußte, in seine Wohnung das Geleite zu geben. Er war eben in ein Stück der Festtorte so vertieft gewesen, daß er darüber beinahe seine Verpflichtung vergessen hätte und durch den Hochzeitslader gemahnt werden mußte, wie das junge tanzlustige Volk mit Sehnsucht darauf warte, sich dem Tanzen in die Arme werfen zu können. In Eile erhob er sich, und um den Fehler gut zu machen, sann er nicht lange nach über eine etwa unter den Reichern und Vornehmern zu treffende Wahl, sondern faßte die Hand der zunächst Sitzenden.

Es war Franzi.

Als er mit ihr vor Isidor trat, war eben Vigili herangekommen und sah mit zornfunkelnden Blicken, was er doch nicht zu wehren vermochte; Franzi war zu überrascht und verwirrt, ihn gewahr zu werden.

Auch Isidor theilte sich bei ihrem Anblicke die Verwirrung mit. Mit noch nie empfundener Beklommenheit faßte er ihre Hand, die Musik spielte einen leisen, nur von Streichinstrumenten ausgeführten Ländler nach einer bekannten melancholischen Volksweise, die wie ein Abschied klang, und das Paar begann seinen Reigen allein in dem weiten Saale, an dessen Wänden Alle sich als Zuschauer drängten, verschiedene Gedanken und Gefühle in Kopf und Herz.

Ueber Isidor kam es wie ein plötzlicher Trunk über-

mächtigen Weins; als er seine Tänzerin faßte, war es unvermeidlich, daß die Augen sich wieder begegneten und wieder eines Athems Dauer sich in fragender Verwunderung in die Herzen schauten; er schloß das Mädchen fester an sich und wiegte sich in ihrem Arme so sicher und ruhig durch den Saal, als wäre es nicht der Schluß seines bisherigen Lebens, sondern als ginge der Anfang eines neuen vor ihm auf.

Franzi hielt an, der Primiziant durfte nur dreimal den Saal umkreisen, dann gehörte dieser der fröhlichen Welt, die auch von dem Rechte augenblicklich jubelnden Gebrauch machte und den Platz mit bunt durch einander wirbelnden Paaren bedeckte.

Isidor führte seine Tänzerin zur leergewordenen Tafel an seinen Platz, füllte zwei Gläser und band sich das Bräutigams-Kränzlein vom Arme, um es wie einen Rahmen um das eine Glas zu legen: das Kränzlein gebührte der Partnerin des „letzten Tänzleins“.

„Sie sollen leben, Hochwürden!“ sagte sie mit bebender Stimme, als er sein Glas erhob, an das ihre anzuklingen.

Isidor ging ein Stich durch das Herz bei dem Worte.

„Ich danke Dir; es freut mich sehr, daß Du zu meinem Ehrentage gekommen bist.“

„Wie hätt' ich ausbleiben können? Das war mir ja die größte Freud' in mein' ganzen Leben, daß Sie noch an mich gedacht haben . . .“

„Glaubst Du, ich hätte Dich vergessen? Niemals!“ entgegnete Isidor rasch und begriff zum ersten Male, wie wahr das Wort war, das er gesprochen. „Ich habe Dich nie vergessen,“ setzte er zögernd und wie berichtigend hinzu, „Dich so wenig, wie Vater und Mutter und das ganze Dorf . . . Aber ich habe Dich erst nicht wieder erkannt!“

„Das ist wohl möglich, Sie sind gar lang' fortgewesen . . ."

„Es ist nicht das . . . Du bist ganz anders geworden . . . so groß . . ." und so schön, wollte er hinzusetzen, aber der Laut starb im Entstehen.

Unsägliche, noch nie gefühlte Beklommenheit bemächtigte sich seiner; wie suchend sah er unschlüssig um sich und bemerkte Vigili, der in dem leergewordenen Tafelzimmer unter der Thüre stand, die Beiden mit grimmigen Augen und einem Lächeln betrachtend, das ihm wie Hohn in die Seele ging.

Betreten ließ er die Hand des Mädchens fahren und ward jetzt erst gewahr, daß er sie wieder erfaßt gehabt hatte.

„Der Bursche dort betrachtet uns mit so sonderbaren Blicken," sagte er, „als sei es ihm nicht recht, daß ich mit Dir spreche . . . Es ist wohl Dein Schatz?"

Das Wort wollte nicht von der widerstrebenden Zunge.

Franzi erröthete. „Ich hab' keinen Schatz, Hochwürden," sagte sie dann und sah ihn treuherzig an. „Das ist der Schmiedsohn, der Vigili . . . er will mich heirathen, und ich hab' ihm den ersten Tanz versprochen . . ."

„Und Du wirst ihn heirathen?"

„Was will ich machen, Hochwürden Herr Isidor? Es ist eine gute Versorgung, ich bin blutarm, und sein' Lebtag' dienen ist hart . . ."

„Du hast Recht," rief Isidor hastig, „nimm ihn . . . heirathe ihn und sei glücklich! Warum solltest Du auch nicht? . . . Der Bursche ist wohl gar eifersüchtig auf mich . . . er sollte doch wissen, daß er bei mir keinen Grund dazu hat . . . Lebe wohl, Franzi! Lebe glücklich! Denke manchmal an die Zeit, wo wir Kinder gewesen sind, und an — den heutigen Tag!"

Er ging, vom Pfarrer geleitet; Franzi stand unbeweglich, bis Vigili zu ihr trat.

„So?“ knurrte er grimmig mit gepreßtem Tone. „Heißt das bei Dir Wort halten?“

Franzi sah ihn ruhig und wie von oben herab an.

„Ich hab' Dir den ersten Tanz versprochen,“ sagte sie, „und bin dabei geblieben, denn der Tanz mit dem hochwürdigen Herrn wird nit gerechnet, das ist 'was ganz And'res . . . Aber so lass' ich mich nit fragen, Vigili! Ein Mensch, der mich so anfahrt, wo ich noch nit einmal sein Schatz bin, der darf sich nit einbilden, daß ich sein Weib werd', und wenn ich eine Goldschmieden mit ihm bekäm'; mit einem solchen tanz' ich nit einmal . . .“

Sie ging und verschwand im Tanzsaale, aus dem Jubel und Musik erscholl. Vigili ballte die Fäuste und drohte ihr nach. —

Isidor war indessen im elterlichen Hause angekommen. Niemand war noch daheim, Alles befand sich noch beim Feste; mutterseelenallein schritt er in der ihm eingeräumten Prunkstube des obern Stockwerks hin und wieder.

Was war mit ihm vorgegangen? Wohin war seine sichere Ruhe, seine Zuversicht gekommen . . . welchen Eindruck hatte dies schlichte Mädchen auf ihn hervorgebracht? Wie wenig hatte er sich selbst gekannt, wenn er geglaubt, es gebe kein irdisches Band mehr, das ihn an die Welt kette — jetzt, auf einmal war es ihm klar, daß er sie immer im Sinne getragen, daß er sich selbst absichtlich oder leichtsinnig über dies Andenken getäuscht; jetzt lag es vor ihm, hell, wie ein vom Blitze entzündetes und in seinen Flammen einsinkendes Gebäude, warum er gerade sie so sehnlich beim Feste gewünscht hatte, und war ihm noch etwas undeutlich geblieben in dem verworrenen Gewebe seines Fühlens; wollte er es mit irgend einem Vorwande noch bergen und beschönigen, daß er die Jugendgespielin unbe-

wußt, aber so lange er zu denken wußte, geliebt: so hätte die Empfindung ihn enttäuschen müssen, die ihn durchzuckte, als er ihren Freier bemerkte, als er mit nie gefühltem Schmerze, mit nie geahnter Wehmuth sich gestehen mußte, daß sie für ihn verloren war; daß er kein Recht hatte, dem Glücklichen zu wehren, daß der bloße Gedanke an sie eine Sünde war, ein Verbrechen an seinem Gelübde.

In heißströmendem Gebete sank er vor dem Kreuzbilde in der Stube auf's Knie, in stürmischer Selbstanklage flehte er um Kraft und bat den Herrn, die rettende Hand nach ihm auszustrecken, wie einst nach dem furchtsamen, im Meere versinkenden Jünger.

Es war Nacht geworden, als er noch betete und wachte; da erschollen ernste Klänge vor dem Hause: dem Primizianten wurde dem Brauche gemäß und zum Schlusse seines Festes noch ein Ständchen gebracht — eine tief klagende Grabmusik. Noch einmal sollte er gemahnt werden an den Abschied vom Irdischen, und der Gedanke daran sollte ihn im Entschlummern geleiten.

Im Pfarrhofstadel dagegen lag Franzi schon lange zu Bette und schlief. Sie hörte die Trauermusik nicht in ihre Träume hinüber; der Schein des Mondes, der durch eine Dachluke hell den Kammerwinkel beleuchtete, erhellte ein sorglos schlummerndes Kindergesicht.

An der Wand über dem Bette, mit einem Bändchen zusammengeknüpft, hingen das Krönlein, das sie getragen, und Isidor's Kranz.

---

## 2.

Es herbstete ungewöhnlich früh und schnell.

Wenige Wochen waren vorüber, und doch hatte das Land ringsum schon vielfach andere Färbung und Gestalt.

Vor den Fenstern des Moosrainer-Hofs streckten die Bäume des Obstgartens die Zweige schon fast kahl oder nur mit wenigen gelben Blättern geschmückt empor, darüber hinaus weilte der Blick auf rothen Buchenwipfeln, und an den Bergen hin jagte und zog weißes Gewölk, die Spitzen bald verhüllend, bald daran vorüberstürmend, als fände es keinen Halt, sich vor dem Winde daran zu klammern, der vom Strome her über die Stoppelfelder sauste.

„Na meinetwegen, Isidor," sagte der alte Moosrainer, der neben seinem Sohne in der Prunkstube am Fenster saß, „wenn Du durchaus fort mußt, so mag es in Gottes Namen sein; ich will morgen die zwei Bräunel'n anschirren und Dich nach Rosenheim hinüberfahren, das lass' ich mir nicht nehmen. Vielleicht fahrt die Mutter auch mit . . . Bist aber auch ganz gesund und wieder bei Kräften?"

„Vollständig, Vater," erwiderte der junge Geistliche, indem er sich erhob, gleichsam als wolle er zeigen, daß er nicht zu viel gesagt. „Ich bin so gesund, wie je, und sehne mich darnach, endlich zu Thätigkeit und Wirksamkeit zu kommen . . . das wird mich kräftigen und den letzten Rest des Siechthums verscheuchen, das mich so plötzlich überfallen hat."

„Ja, ja," sagte der Alte mit bedächtigem Kopfschütteln, „es kommt oft geschwind etwas über den Menschen; bei Dir war's justament nit zum Verwundern, das viele Studiren und die Erwartung und die Vorbereitung alle, das kann Einen wohl aus dem Gleichg'wicht bringen . . . es hat mich nit einmal recht gewundert, wie Du am Tag nach der Primiz krank gewesen bist und hast ein Fieber gehabt und ein paar Tag' lang nichts von Dir gewußt! Wenn's nur auch völlig vorbei ist, denn das ist nit zum Leugnen, Isidor, bleich siehst Du noch aus . . ."

Der Alte hatte wohl Recht; der junge Mann stand zwar wieder in alter Vollkraft vor ihm, aber das Gesicht,

besonders die Stirne leuchtete vor Blässe, und in den Augen glimmte etwas, wie ein unter Asche und Kohle vergrabener Funken.

„Eben deshalb wird eine Luftveränderung mir gut thun," sagte er, „und vollends der Wirkungskreis an dem mir angewiesenen neuen Posten . . . ich werde vollauf zu thun und keine Zeit haben, krank zu liegen . . ."

„Die Mutter hat freilich gemeint, Du solltest wenigstens so lang' bleiben, bis der Doctor, der Dich curirt hat, noch einmal gekommen wär' . . ."

„Nein, nein!" rief Isidor hastig und mit einer Geberde entschiedener und fast erschrockener Abwehr, „ich kann hier nicht länger bleiben . . . ich darf es nicht . . . Glaubt mir, mein Vater," fuhr er etwas innehaltend fort, „meine Pflicht fordert, den mir angewiesenen Posten so schnell wie möglich anzutreten, und dann . . . jede Stunde, die ich noch hier bleiben müßte, würde meinen Zustand nur verschlimmern . . ."

„Gut also, morgen wird gereist!" sagte der Moosrainer gelassen und erhob sich ebenfalls. „Begreife zwar nit, was bei uns so besonders gefährlich sein soll; hätt' auch sonst ein paar Anliegen gehabt an Dich . . . aber es eilt nit damit, und auf's Frühjahr, wann's Gottes Willen ist, komm' ich und besuch' Dich auf Deinem Posten, da wirst Du wohl Zeit haben und wirst mir rathen können . . ."

„Zeit für Euch, Vater?" rief Isidor. „Als wenn es je gelten könnte, diese erst abzuwarten! Sagt mir Euer Anliegen gleich, und was in meiner Macht steht, wird gewiß geschehen!"

„Es ist eine eigene Sach'," sagte der Alte zögernd, „aber Du bist studirt und mußt es besser wissen . . . Sag' mir einmal, was halt'st Du von Heimlichkeiten . . . so von

geheimen Zusammenkünften, bei der Nacht und an einem verborgenen Ort?"

„Nicht viel, Vater, ich denke, was gut ist, hat das Licht nicht zu scheuen ..."

„Wenn man aber zu etwas Gutem zusammen kommt ... zum Beten oder zur Betrachtung?"

„Gleichviel, die Andacht, die sich mit der Nacht verbündet, ist die rechte nicht. Aber was bedeuten diese Fragen? Solltet Ihr in solchem Falle sein?"

Der Moosrainer besann sich. „Das nit," sagte er, „aber ... ich hab' davon reden hören und weiß jetzt schon, was ich hab' wissen wollen ..."

„Und Euer zweites Anliegen?"

„Mein zweites Anliegen ist, daß Du mir helfen sollst, für ein armes, braves Kind eine Mutter suchen ... Der arme Narr ist in den Windeln Einem vor die Thür hing'legt worden, und ich mein' alleweil, es müßt' 'was wie eine Spitzbuberei dabei sein. Da möcht' ich gern dahinter kommen, wer das Kind ausgesetzt hat, und Du sollst überall herumschreiben und sollst mir helfen, es heraus zu bringen ..."

„Gern, Vater ... wer ist das Kind?"

„Du kennst sie gut. Deine ehemalige Spielcameradin ist's, die Franzi. .."

Der Alte wandte sich gegen das Fenster, weil vor dem Hause Stimmen hörbar wurden; auch ohne das wäre wohl ein schärferer Beobachter nöthig gewesen, um die augenblickliche Erregung zu gewahren, die bei diesem Namen über Isidor's Züge glitt.

„Da kommt die Mutter heim in aller Eil," begann der Moosrainer, „sie winkt und lacht herauf, wird also bald da sein, lassen wir's also gut sein für heut', vielleicht kann ich Dir morgen während des Fahrens Alles erzählen ... Ich weiß doch, daß Du mir hilfst ... Du hast

ja die Franzi als kleiner Bub' gar gern gehabt, und ich hab' lachen müssen, wie Du so da gelegen bist in der Bewußtlosigkeit und hast manchmal nach ihr gerufen und hast von der Zeit phantasirt, wo Du als Bub' mit ihr gespielt hast, im Obstanger unten und draußen auf dem grünen Fleckel vor dem Hof . . ."

„Fieberreden, Vater," sagte Isidor und faßte ergriffen die Hand des Alten. „Phantasieen des kranken Gehirns . . . sie sind verschwunden vor dem klaren Lichte der Gesundheit!"

Hastige Schritte kamen die Stiege herauf, der Moosrainer öffnete rasch die Thüre.

„Muß schon aufmachen," rief er lachend der Bäuerin entgegen, „sonst fallst Du sammt Deiner Neuigkeit gleich mit der Thür' in's Haus, denn eine Neuigkeit bringst Du, das seh' ich Dir am Gesicht an!"

„Die bring' ich auch!" erwiderte die Bäuerin, indem sie sich erschöpft auf einen Stuhl niederließ. „Ach, Du lieber Herrgott, was bin ich gelaufen!"

„Natürlich, damit Du ja nicht zu spät kommst!" spottete der Alte.

„Spotte nur!" rief sie. „Wirst schon anders reden, wenn Du erst Alles weißt! Denk' Dir nur, Vater! Ach, die Freud' . . . ich weiß gar nit, wie ich es sagen soll . . ."

„Auf das Wie kommt's nicht an, sag's nur grad' heraus!"

„Ach Gott, das will ich ja! Du weißt doch, Vater, daß unser Caplan krank geworden und in die Stadt gereist ist, und daß er in den nächsten Tagen hat wiederkommen sollen? . . . Nun also, er kommt nit! Er ist so krank, daß er nit kommen kann, und weil der Herr Pfarrer ohne Caplan nit sein kann, hat er bei'm Bischof gebeten, er soll ihm unsern hochwürdigen geistlichen Herrn Sohn lassen,

und Seine Gnaden der Herr Bischof hat's erlaubt, und unser Herr Sohn bleibt als Caplan in unserm Dorf, und der Herr Pfarrer hat mir die Freud' gemacht, daß ich ihm die Nachricht selber bringen darf, und hat mir das Schreiben da mit'geben, da steht's drinn' Schwarz auf Weiß, daß unser geistlicher Herr Sohn bei uns bleibt . . . Ach Gott, ach Gott, die Freud' und die Ehr' . . . ich weiß gar nit, was ich sagen soll . . ."

Sie unterbrach den Redestrom, indem sie ihr Tuch an die ebenfalls überströmenden Augen drückte. In ihrer Freude bemerkte sie den Eindruck nicht, den ihre Nachricht auf Vater und Sohn hervorbrachte; Isidor war bei der ersten Andeutung erblaßt, jetzt stand er mit der einen Hand auf die Stuhllehne gestützt, während die andere mit leichtem Beben das inhaltvolle Schreiben hielt, in das er mit vergehenden Augen starrte.

Der Alte stand seitwärts und verwandte kein Auge von Isidor.

„Und wem meint Ihr, daß wir das zu verdanken haben?" rief die Bäuerin auf's Neue. „Niemand Anderm, als der Fräulein Amélie, die halt't so große Stuck' auf unsern Herrn Sohn und hat nit nachgegeben, bis der Herr Pfarrer die Eingab' gemacht hat! Ach, ist das ein herzensgutes Frauenzimmer! Und der Herr Sohn hat's nit einmal recht verdient um sie . . . er hat sie nit einmal zu den Kranzeljungfern genommen . . . Aber das kann er ja gut machen und muß sich jetzt recht besonders bei ihr bedanken . . . Aber wie ist denn das?" fuhr sie aufblickend fort. „Es red't ja Keiner ein Wort . . . Freut's den Herrn Sohn denn nit, daß er in seiner Heimath bleiben darf?"

„Gewiß, Mutter," erwiderte Isidor mit einiger Anstrengung, „aber ich kann nicht verhehlen, daß mir die Nachricht überraschend kommt; ich hatte meine Pläne an-

ders gemacht: es war mein schönster Gedanke, einmal in meiner Heimath wirken zu können; jedoch erst als Pfarrer, als gereifter, wohlerprobter Seelenhirt, dachte ich wiederzukommen . . . Es scheint vom Himmel anders beschlossen zu sein, und ich füge mich . . . Jetzt aber fühle ich, daß mein Unwohlsein doch noch nicht ganz gehoben ist, ich bedarf der Ruhe und der Einsamkeit . . ."

„Ja, ja, ganz recht! Komm, Alte," rief der Moosrainer und zog die redselige Frau, die noch gar viel auf der Zunge hatte, der Thüre zu. „Sag' mir, was Du noch Alles auf dem Herzen hast, wir wollen den Isidor allein lassen . . ."

Widerstrebend folgte sie, indeß nur, um vor der Thüre fragend anzuhalten. „Und Du freust Dich auch nit, scheint's? Denk' nur . . . was kann er da Gutes wirken, hat die Fräulein Amélie g'sagt, wo er jedes Kind kennt!"

„Ja — und jedes Kind ihn! Ich will nit sagen, daß es mich nit freut, aber der Isidor hat doch wohl Recht, und der Pfenning gilt nichts, wo er geschlagen ist!"

Während sie gingen, erklang das Abendläuten vom Thurme.

In seinem Zimmer stand Isidor und hob die gefalteten Hände in die Dämmerung empor. „Du siehst mein Herz, o Gott," betete er, „Du weißt, daß ich diese Schwäche bezwungen habe, daß mein Entschluß, mein Wille, mein Leben nur Deinem Dienste gehören! Du bist es, der mir diese Prüfung schickt, die Stärke meiner Ergebung zu bewähren . . . Sei Du mit mir! Mit Deiner Gnade will ich sie bestehen — zu Deiner Ehre . . . Amen!"

Am andern Morgen fand die Uebersiedelung in den Pfarrhof statt. Isidor machte einen weiten Spaziergang durch die Stoppelfelder, über welche vom Strome her sich heute der erste Nebel dehnte, auf dem Rückwege wollte er

dann in dem Hause neben der Kirche eintreten; es war etwas in ihm wie eine Ahnung, daß man ihm von irgend einer Seite Feierlichkeiten bereiten wolle, und diesen dachte er zu entgehen. Die Ahnung hatte ihn auch nicht getäuscht, wohl aber seine Berechnung, denn als er um die Ecke vortretend dem Pfarrhofe gegenüberstand, sah er dessen Thüre geöffnet und in derselben Fräulein Amélie beschäftigt, welche zu der auf einer Leiter stehenden Kath'rin' hinaufzankte, daß der von der Primiz her aufbewahrte, etwas welk gewordene Kranz schief überhänge. Im Hausflur, der Treppe zu, standen die sämmtlichen Dienstboten des Pfarrhofs, offenbar bestellt, den neuen Hausgenossen zu begrüßen. Sie waren aber alle in ihrem Werktagsgewande, denn um der Festlichkeit willen durfte kein Augenblick an der Arbeit verloren gehen. Voran unter den Mägden stand Franzi mit niedergeschlagenen Augen, aber brennenden Wangen, denn es war ihr peinlich, daß die Haushälterin sie, wie sie ging und stand, vom Futtermähen weggeholt und ihr kaum Zeit gelassen hatte, eine weiße Schürze umzubinden. Das Fräulein hatte, um ungehindert zu sein, ihr ein rothgesticktes Sophakissen zu tragen gegeben, auf welchem ein ansehnlicher blauseidener Beutel mit Silberschnüren lag; es hatte fast den Anschein, als sei sie absichtlich so gestellt, um in die Augen zu fallen. Amélie dagegen war im höchsten Putze, der sonst nur zu Ostern oder am Namenstage des Landesherrn getragen zu werden pflegte. Ein schwarzes Kleid nach städtischem Schnitte und mit Spitzenbesatz zeigte den schönen Wuchs des Fräuleins, so wie die um das Gesicht herabfallenden Schmachtlocken die Fülle ihres schönen Haares verriethen — die beiden Reste einstiger Schönheit, auf welche sie sich nicht wenig zugute that.

Isidor trat hinzu; lag es auch nicht in seinem Wesen, Jemand eine unschuldige Freude zu verderben, so war doch

in diesem ganzen Gebaren etwas, das ihn unsäglich anwiderte und dem er rasch ein Ende machen wollte. Sein Erscheinen brachte große Verwirrung hervor, aber die Dirnen schmunzelten, und die Knechte hatten Mühe, das Lachen zu verhalten; sie gönnten es der wenig beliebten Haushälterin, daß ihre Vorbereitungen zu Wasser geworden.

„O, welches Mißgeschick?“ rief sie und rannte unschlüssig hin und wieder. „Hätte ich nur ahnen können, daß Hochwürden Herr Caplan uns schon so bald die Ehre geben würden! O, das ist um den Kopf zu verlieren . . . aber daran ist nur die Tölpelhaftigkeit dieser Mägde schuld, die mit nichts fertig werden können! Rechnen Sie es nur mir nicht zur Last, Hochwürden Herr Caplan . . . mein einziger Trost ist nur, daß die Hauptsache noch übrig ist! . . .“

Mit diesen Worten wandte sie sich zu Franzi und nahm ihr das Kissen mit dem Beutel ab. „Gieb her,“ sagte sie halbleise, aber doch laut genug, daß Isidor es hören mußte, „gieb her und pack' Dich! Wie kannst Du Dich so vordrängen! Du starrst von Schmutz . . .“ Dann wandte sie sich mit süß lächelnder Miene gegen den Ankömmling, machte eine allen Regeln der Tanzkunst entsprechende tiefe Verbeugung und begann ihre Rede.

Die gekränkte, gescholtene Franzi war, Thränen in den Augen, unter dem Gesinde verschwunden.

„Hochwürdiger Herr Caplan,“ rief Fräulein Amélie, „lassen Sie diesen, wenn auch mißlungenen, doch gutgemeinten Empfang Ihnen ein Beweis sein, wie sehr wir Alle die Wichtigkeit des Augenblicks erkennen, da ein neuer Streiter einzieht in dieses Haus, ein neuer Arbeiter in dem Weinberge des Herrn! Mehrere fromme Seelen in

der Gemeinde haben all' ihre Hoffnungen auf Sie gebaut und vertrauen, daß Sie wirken werden für die wahre Frömmigkeit, für die Lauterkeit und Reinheit der Herzen, die ja täglich und stündlich mehr verschwindet in dieser argen Welt . . . Nehmen Sie darum als ein Zeichen unserer Hoffnungen dieses von mir und jenen frommen Seelen gesammelte Scherflein und lassen Sie es den Grundstein werden, einen Tugendbund zu gründen, der mitten in dem Verderben der Welt noch ein Häuflein Getreuer vereine und durch die Sündfluth trage, wie die Arche Noah! Seien Sie wie die Taube, die mit dem Oelzweige der Verheißung . . ."

„Mein Fräulein," erwiderte Isidor, sie unterbrechend und etwas bei Seite tretend, daß ihm an ihr vorüber der Weg offen stand, „seien Sie überzeugt, daß ich das besondere Vertrauen, das mir erwiesen werden will, vollkommen erkenne und zu würdigen weiß, aber halten Sie mich nicht für unhöflich, wenn ich offen erkläre, daß ich solche prunkhafte Kundgebungen nicht liebe! Ich habe einen ernsten Weg vor mir, auf welchem mir vor Allem stille Sammlung ziemt . . . Zürnen Sie auch nicht, wenn ich ebenso Ihr Geschenk zurückweisen muß und bekenne, daß ich keine Freund von Bünden und Conventikeln bin! Tugend ist die Lebensaufgabe jedes Menschen, die ganze Menschheit soll daher ein Tugendbund sein, und wenn sie es nicht ist, bietet ihr die Kirche, der Glaube die Mittel, es zu werden . . . Geben Sie Ihre Spende würdigen Armen, dürftigen Kranken, oder wenden Sie sie der Schule zu, und Sie haben mehr gethan, als wenn Sie ein Bündlein stiften, das nur zum frommen Hochmuth der Einen, zu Spott und Haß der Andern und endlich zu Hader und Zwietracht führt . . ."

Die Stubenthüre ging auf, der Pfarrer erschien und

begrüßte den neuen Hülfspriester, der ihm in das Zimmer folgte.

Eine Secunde noch stand das Fräulein unbeweglich, das Kissen auf den erstarrten Händen; nur der funkelnde Blick verrieth, daß Leben in ihr war. Sie klemmte heftig die Unterlippe zwischen die Zähne, dann fuhr sie mit dem Seidenbeutel in die Tasche, schleuderte, unbekümmert um die feine Stickerei, das Kissen in die Ecke und rauschte grimmig die Treppe hinauf.

Bald darauf verließen die beiden Geistlichen das Gebäude, der Pfarrer, um einen Besuch bei dem benachbarten Gutsherrn zu machen, Isidor, um zum ersten Male in die Dorfschule zu gehen, deren Besuch und Ueberwachung ihm übergeben worden war.

Franzi hatte sich inzwischen an die Rückseite des Hauses geflüchtet und saß auf einer Bank unter dem Laubengange des obern Stocks, eine mächtige Schüssel mit Aepfeln neben sich, die sie schälte und zerschnitt. Die Thränen waren aus ihren Augen verschwunden, aber es schwebte noch über denselben wie ein Regengewölk, das jeden Augenblick bereit ist, neue Tropfen herabzuschicken. Es war ein freundlicher Anblick, sie so geschäftig zu sehen, während vom Laubgange herab ein Taubenpaar zu ihr herniedergurrte, neugierig genäschige Hühner furchtlos herantrippelten, um an den Obstschalen zu picken, und von dem kleinen Pfuhle jenseits des Obstangers einige Enten laut schnatternd und mit vorgestreckten Hälsen eilig herbeiwackelten — sie kannten alle die gewohnte, freundliche Pflegerin und wollten sie begrüßen. Diese aber bemerkte sie kaum; so sehr war sie in ihre Arbeit oder in ihre Gedanken vertieft, daß sie zuletzt der erstern vergaß und den halbgeschälten Apfel und das Messer in den Händen sinken ließ.

Ueber den Weg her kam Kath'rin', den Melkkübel in der Hand, um ihn am Brunnen blank zu scheuern.

Sie blieb einen Augenblick stehen. „Ich glaub' gar, Du hängst den Kopf," rief sie dann nähertretend; „etwa gar, weil die Fräul'n Dich wieder einmal ang'fahr'n hat? Ich mein', Du könntest es schon bald gewohnt sein und Dir nichts mehr d'raus machen!"

„Ja, wenn ich das könnt'!" seufzte Franzi, während Kath'rin' den Melkkübel auf die Bank stellte, um ungestörter plaudern zu können. „Ich bring's nit zuwegen, und es kommt mich so hart an, weil sie sonst alleweil so gut gewesen ist mit mir ... und jetzt kann ich ihr gar nichts mehr recht machen ..."

Kath'rin' trällerte halblaut den Anfang eines Schnaderhüpfels. „Das könnt' ich Dir schon sagen, warum das so ist," sagte sie dann, „das ist der Alte-Jungfern-Humor!"

„Geh' doch, Du ungute G'sellin," erwiderte Franzi. „Wenn das so wär', warum bist Du alleweil gut aufgelegt? Bist Du nit auch ..."

„Ein' alte Jungfer? Ja, Gott Lob, und in aller Ehren ... aber bei Unsereinem ist das ganz 'was And'res. Ich arbeit' mich aus, rechtschaffen, alle Tag', aber die so viel sitzen und nichts thun, die kommen auf allerhand Gedanken und können's nit verwinden, wenn das Bissel Schönheit einmal dahingeht!"

„Du hast eine recht böse Zung', Kath'rin', das ist bei der Fräul'n gewiß nit so ..."

„Net?" fragte die Dirne und rückte traulich näher. „Sag' einmal, wie lang' ist es denn her, daß sie nicht mehr so gut mit Dir ist? Daß Du ihr nichts mehr recht machen kannst? Ist es nit seit der Priminz, seit ich Dir das Kranzel aufgesetzt hab'?"

„Ja, ja," sagte Franzi nickend, „die Zeit wird wohl zutreffen ..."

„Na also — siehst, daß ich Recht hab'! Das war

der erste Verdruß, daß Du Kranzeljungfer 'worden bist, und sie nit . . ."

Franzi lachte hell auf wie ein Glöckchen . . . „Was Du bös' bist!" rief sie. „Dazu ist die Fräul'n ja doch . . ."

„Zu alt, meinst Du? Auf das kommt's nit an. Der zweit' Verdruß war, daß der Moosrainer Isidor — will ich sagen, der junge Herr, den Ehrentanz mit Dir gemacht hat und nit mit ihr, sie hat einmal ein Augenmerk auf ihn . . ."

Franzi erglühte, wie eine Antlas-Rose . . . „Das sind schon wieder gottesläfterliche" Reden, flüsterte sie, „ich mag nichts mehr hören . . ."

„Derenthalben wird's doch nit anders!" lachte Kath'rin'. „Warum hätt' sie sonst überall herumgered't im Dorf, daß sie es dahin bringen wolle, daß der Herr hier bei uns bleibt? Warum hätt' sie ihm einen solchen Empfang gemacht, der ihr fein sauber in's Wasser gefallen ist? Warum hat sie Dich ganz vorn hingeschoben, als damit der Herr, der Dich als Kranzeljungfer g'seh'n hat, Dich im Stallgewand seh'n soll, dieweil sie dabeigestanden und auf'putzt g'wesen ist, wie der Pfingst'l?"

Die Hausglocke ertönte, und oben im Gange wurden rasche Tritte hörbar.

„Sie kommt!" rief Kath'rin'. „Da nehm' ich meinen Kübel und mach' mich fort, sie braucht's nit zu merken, daß wir sie ein Bissel ausgericht't haben . . ."

Sie verschwand. Franzi fuhr mit beklommener Emsigkeit in ihrer Arbeit fort; nach wenigen Augenblicken stand das Fräulein schon vor ihr und schnauzte sie an, was sie hier mache.

„Was Sie mir angeschafft haben," antwortete sie ruhig, „ich schäle die Aepfel zu den Küchel'n . . ."

„Dummes Ding," rief das Fräulein keifend und entriß ihr die Schüssel, daß die Aepfel zur Erde kollerten,

„kannst Du nicht versteh'n, was ich sage? Warum soll ich heute, an einem simpeln Werktage, Aepfelküchel backen? Ist das Haushalten nicht theuer genug? Geht nicht schon Geld genug auf?"

Franzi las ruhig die Aepfel auf. „Aber Fräul'n," sagte sie schüchtern, „Sie haben es doch angeschafft und haben gesagt, es wär' wegen . . ."

„Pack' Dich in Deinen Stall!" schrie die Andere entgegen. „Nichts habe ich gesagt, vom nächsten Feiertag habe ich gesprochen. Es wäre wohl der Mühe werth, so viel Aufhebens zu machen wegen eines solchen . . ."

Sie verstummte, denn die nach der Küche führende Thüre ging auf, und an der Schwelle stand eine hagere Gestalt in einem langen, schwarzen, sehr abgetragenen Rocke, mit einst weiß gewesener Halsbinde und einem unförmlichen Hute, dessen Krempe der Mann mit bebenden Fingern im Kreise herumlaufen ließ. Das Gesicht war von scharfgeschnittenen, gemeinen Zügen, und das Haar verrieth, obwohl es bäuerisch kurzgeschoren war, seine brandrothe Farbe nur zu deutlich.

„Ei, sieh da, der Herr Schullehrer!" rief das Fräulein, plötzlich umgewandelt, mit dem freundlichsten Lächeln. „Sie kommen ja zu ganz ungewohnter Zeit . . . ist denn die Schule schon aus . . .?"

„Nein, hochgebornes, höchstgeehrtes Fräulein," antwortete der Schullehrer mit tückischem Augenblinzeln, „aber ich habe mich auf einen Augenblick losgemacht . . . der neue Herr Caplan ist drüben, und da wollte ich in aller Geschwindigkeit dem Herrn Pfarrer . . ."

„Ah, ich verstehe Sie . . ." rief nähertretend das Fräulein, „schade nur, daß Hochwürden Herr Onkel nicht zu Hause sind; aber ich bin da. Sagen Sie mir, was Sie zu sagen haben, ich werd' es bestellen, wie er heimkommt . . . Hab' ich es errathen? Betrifft es den neuen

Caplan? Er macht auch drüben, auch in der Schule verkehrte Sachen?“

„Schauderhafte!“ seufzte der Schullehrer wie zuvor. „Er verfährt in einer Weise, wie sie hier zu Lande noch nie dagewesen, so lang' eine Schule besteht . . . Hochgebornes, höchstgeehrtes Fräulein, es sind bald zehn Jahre, daß eine hohe, reichsgräfliche Gutsherrschaft für Belohnung treuer Dienste, so ich dem jungen Herrn als Kammerdiener auf Reisen und auch in sonstigen Dingen geleistet, mich auf den Schuldienst loci präsentirt hat; es ist ein gutes Plätzchem, das seinen Mann nährt, und ich befinde mich in dem bequemen Hause und den Grundstücken, die dazu gehören, wie der Fisch im Wasser, aber wenn dieser neue Herr Caplan noch einmal in meine Schule kommt, dann nehme ich den Hut unter'n Arm, hänge den Schlüssel an den Nagel und gehe auf und davon . . .“

„Erzählen Sie doch,“ drängte das Fräulein, indem sie den Erregten am Arme faßte und in das nahe Gemüsegärtchen führte. „Kommeu Sie da herein, da sind wir ungestört, und damit Niemand erräth, wovon wir reden, geben Sie sich den Anschein, als wenn Sie mir etwas an meinen Pflanzen und Samen bemerken wollten . . .“

„Vortrefflich!“ sagte der Schullehrer, geschmeidig nachschlüpfend, und bückte sich, der Weisung gemäß, zu den Kohlköpfen nieder; „es würde mich auch umbringen, wenn ich es nicht erzählen dürfte. Zuerst, wie der Herr in's Schulzimmer kam, da wollt' ich ihm eine Ehre anthun und ließ die Kinder den Katechisi aufsagen, und den schnurrten sie her, daß es eine Lust war. Ich denke, wie's vorbei ist, nun wird das Lob nicht ausbleiben, aber statt dessen fängt er die Kinder zu fragen an, ob sie das, was sie auswendig gelernt hätten, auch verständen, und setzt ihnen und nebenbei auch mir aus einander, daß das

Denken die Hauptsache sei bei'm Lernen . . . Er hatte die Weber's Hanne vorgenommen und wollte ihr das Denken lernen . . . Höchstgeehrtes Fräulein, die dickköpfige Weber's Hanne und meine Bauerntölpel alle . . . und denken!"

„Schön, recht schön! Das sind ja herrliche Grundsätze für einen Caplan!" rief giftig das Fräulein. „Aber weiter, weiter!"

„Es ging dann bald nicht mehr weiter," fuhr der Lehrer fort. „In der hintern Bank fingen ein paar Buben zu raufen an, des Wirths seiner und der Steiger-Lenz. Die beiden Schlingel können kaum über den Tisch heraufsehen, aber sie haben eine Feindschaft auf einander, wie ein paar Große, und wo sie nur können, prügeln sie sich durch. Ich hab' daher gleich meinen Haslinger hervorgeholt und wollt' ihnen tüchtig über die Köpfe . . . da . . . ich hab' gemeint, der Schlag müßte mich rühren auf dem Fleck . . . da nimmt mir der Herr Caplan den Stock aus der Hand, läßt die beiden Lümmel vor sich hinkommen, den einen rechts und den andern links, und mir sagt er, die Kinder müsse man mit Liebe ziehen . . . ich bitte Sie, Fräulein, kann man so 'was ruhig anhören? Den Hinterpolster gehörig ausgeklopft, wer nicht pariren will, das ist die wahre Liebe!"

„Und die Buben?"

„Die haben ihn angeschaut, wie die Kuh das neue Thor, dann hat er angefangen, ihnen zu erzählen, daß er auch einmal in dieser Stube gesessen und ein Bauernbub' gewesen sei, wie sie, und daß er noch jedes Kind gern habe, das da zu Hause sei, und daß sie einander auch gern haben sollten, und hat ihnen die Geschichte erzählt von David und Jonathan . . . Da hab' ich's nicht mehr ausgehalten, ich hab' gesagt, es wär' mir übel, und das war auch wahrhaftig nicht gelogen . . . ich machte, daß ich fortkam, und

sah nur noch unter der Thüre, daß die Buben zu flennen anfingen, und der neumodische Friedensstifter ihre Hände in einander legte . . ."

„Es ist genug," rief das Fräulein, „ich werde dem Herrn Onkel, wie er nach Hause kommt, Alles gehörig auseinandersetzen . . . Es ist klar, wir haben uns Alle in diesem Menschen getäuscht . . . er ist ein Freigeist, vielleicht gar . . ."

„Ein zerstörender Wurm mitten in dem Herzen der gesunden Pflanze," sagte der Lehrer, über eine Kohlstaude gebückt . . . „den muß man zertreten . . ." Er nahm den Wurm vom Blatte, schleuderte ihn zu Boden und zertrat ihn im Kiese des Weges. „Meine ganze Hoffnung ruht auf Ihnen, hochgebornes, höchstgeehrtes Fräulein; Sie vermögen Alles! Befreien Sie mich, befreien Sie die unverdorbene Jugend von diesem heimlichen Freimaurer . . . Und ach," fuhr er mit zärtlichem Augendrehen fort, „wenn Sie auch meiner andern geheimen Wünsche nicht vergessen wollten . . . Die Behausung eines Dorfschullehrers ist zwar nicht würdig, daß solcher Glanz in sie einziehe, allein ein Wort von Ihnen verschafft mir eine Lehrerstelle in der Stadt, und dann dürfte ich vielleicht hoffen, daß diese feine Hand aus ihrer Höhe herniederreicht und ihren innigsten Verehrer zu sich emporzieht . . ."

Der zärtliche Bewerber sprach diese Worte, indem er dem Fräulein eine ausgewachsene Salatdolde vorhielt und wie erklärend daran herumdeutete.

Mit gezierter Verschämtheit nahm sie die Dolde in Empfang, als wär' es eine jungaufbrechende Rosenknospe, und wandte sich zum Gehen. „Ich habe das Gelübde gethan, meine Tage in jungfräulicher Reinheit zu verleben, und es ist sündhaft von Ihnen, einen so frommen Entschluß erschüttern zu wollen; aber wenn es so der Wille Gottes sein sollte, würde es Sünde sein, ihm zu widerstreben!"—

Der Pfarrer war bei dem Gutsherrn zu Tische geblieben und kam erst zum Abendessen zurück. Die beiden Geistlichen nahmen es gemeinsam ein; nachdem abgespeist war, erschien das Fräulein und setzte sich ebenfalls an den Tisch. Es war das ihr Hausrecht, sowohl als Verwalterin, wie als Verwandte des Hausherrn. Sie war wieder so freundlich und lächelnd wie am Morgen; der Anblick des hübschen jungen Mannes hatte sie wieder in etwas besänftigt und entwaffnet, und sie schwankte noch, ob sie ihrem Grimme sofort freien Lauf, oder dem Frevler Zeit lassen solle, sich eines Andern zu besinnen. Während eines allgemeinen gleichgültigen Gesprächs, in welches Isidor einige anziehende Mittheilungen aus der eben erst verlassenen Hauptstadt verflocht, neigte sie sich immer mehr zur Milde, und es war eine Art von Vermittlungs-Versuch, daß sie von der Schule zu sprechen begann, das dort Vorgefallene erzählte und über die Neuerung des Caplans in einem leichten spöttischen Tone sich erging. Sie war dabei mit häuslicher Arbeit beschäftigt, indem sie ein schadhaftes Stück Leinen ausbesserte. Isidor hörte gelassen zu und versuchte einigemal, das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, aber je zurückhaltender er sich benahm, desto muthiger drang sie vor und rückte ihm zuletzt geradezu mit Fragen auf den Leib.

„Sie antworten nicht, Herr Caplan?" sagte sie. „Das beweist, daß Ihre Gründe auf so schwachen Füßen stehen, daß Sie deren Widerlegung fürchten und sich deshalb mit denselben nicht herauszutreten getrauen. Ich bleibe dabei, daß die Pädagogik mit ernster Strenge weiter kommt, als mit schwächlicher Güte . . ."

Isidor neigte sich etwas über den Tisch und zeigte mit dem Finger auf die Näherei. „Diesen Lappen sollten Sie hierher setzen, mein Fräulein," sagte er.

Sie lachte auf. „Das hieße geradezu, wie man im

Sprüchwort sagt, den Flecken neben das Loch setzen!“ rief sie. „Nein, das sehe ich schon, bei der Näherei dürfen Sie nicht mit reden, davon verstehen Sie nichts . . .“

„Was schadet das?“ fragte er unbefangen entgegen. „Es kommt wohl öfter vor, daß Jemand über Dinge mit spricht, die er nicht versteht. . .“

Die Getroffene saß einen Augenblick wie unbeweglich, dann stieß sie mit funkelnden Augen den Stuhl zurück, daß er zu Boden schlug, eilte aus der Stube und warf die Thüre hinter sich in's Schloß, daß das Haus in den Grundvesten erbebte.

„Ei, ei, mein junger Herr,“ sagte der Pfarrer, „was machen Sie denn? Stören Sie mir doch den Hausfrieden nicht, der geht mir über Alles! Wer das Regiment der Liebe so eifrig verficht, der sollte mehr Nachsicht haben mit den Schwächen der Menschen!“

„Ich bekenne mein Unrecht,“ entgegnete Isidor beschämt, „und werde es morgen auch dem Fräulein gegenüber thun, eine augenblickliche Aufwallung des Zorns und Unmuths riß mich dahin . . . es ist die Gemüthsregung, die ich leider noch immer nicht völlig zu beherrschen vermag. Meine Rechtfertigung kann ich nur darin suchen, daß ich durch den vorausgegangenen Spott gereizt war!“

„Spott? Du lieber Gott, das müssen Sie so scharf nicht nehmen! Das ist nun einmal die Manier meiner Nichte . . . an die werden Sie sich schon gewöhnen. Muß man sich doch an so gar Manches gewöhnen im Leben!“

„An nichts, was den Grundsätzen eines Mannes widerspricht. Eh' ich an Solches mich gewöhne, will ich zu Grunde gehen!“

Der Pfarrer sah in gütig an. „Sehen Sie, junger Herr,“ sagte er, „das könnt' ich nun auch übelnehmen, aber ich thu's nicht, weil mir Ihre Frische und Natürlichkeit gefällt! Na, neue Besen kehren gut; werden auch

anders reden, wenn Sie einmal Ihre Fünfzig auf dem Rücken haben, und werden wie ich einsehen, daß es nichts Besseres giebt, als die Ruhe! Meine Nichte hat ihre schlimmen Seiten, aber ich bin an sie gewöhnt und bin ihr Verpflichtungen schuldig. . . Sehen Sie, meine Pfarrei ist mit großer Oekonomie verbunden . . . wie hätte ich die übernehmen können, ein armer Taglöhnerssohn, der schon seine Studien nur mit Noth, Entbehrung und Geduld durchmachen mußte? Ein Bruder meines Vaters hatte studiert, war ein hoher Beamter geworden und hatte glücklicher Weise seiner einzigen Tochter ein Vermögen hinterlassen, das für sie nicht ausreichte, für mich aber mehr als genug war. So nahm ich sie zu mir, und es war uns Beiden geholfen. Ich bin noch immer ihr Schuldner . . . die Zeiten sind allzuschlecht, das Getreide hat keinen Preis . . . das ist das Unglück!"

Isidor erhob sich. „Ich habe kein Recht, hier eine Meinung auszusprechen," sagte er, „aber das weiß, das fühle ich, daß ich eine solche Stellung nicht ertrüge . . ."

„Du lieber Gott, Gewohnheit thut viel," entgegnete der Alte, „und Nothwendigkeit noch mehr! . . . Weiß wohl, die Jugend hat allerlei schöne Träume, ich habe sie auch gehabt; aber das Leben zertrümmert all' das bunte Spielzeug, daß man froh sein muß, wenn man eine Scherbe retten und als Erinnerung in einen Winkel flüchten kann! Also thun Sie mir den Gefallen, Herr Caplan, und stören Sie mir den Hausfrieden nicht . . . und jetzt gute Nacht, ich muß noch mit dem Baumann reden, der fährt morgen mit Haber auf die Schranne . . . vielleicht kann er doch auch ein paar Scheffel Korn mitnehmen . . ."

Das war der erste Abend im Pfarrhause.

Wohl versuchte es Isidor, am andern Tage seine Unart gut zu machen: seine Entschuldigung wurde mit kalt ablehnender Höflichkeit angehört, aber das Verhältniß war

und blieb gestört. Der Herbst machte dem Winter Platz, ohne daß Besonderes vorfiel und hierin sich etwas änderte. Isidor, viel beschäftigt, war artig, aber gemessen; das Fräulein ging mit einer Miene herum, in welcher verhaltener Grimm lauerte, wie ein Gewitter am Horizonte, das nur eines Windzuges bedarf, um loszubrechen. Eine Menge kleiner Vorfälle dienten, wie Wetterleuchten die Lage zu beleuchten. Isidor's Gesundheit hatte sich noch immer nicht befestigt, und als der Winter mit besonderer Strenge eintrat, zeigte sich ein Brustleiden mit quälendem Husten, das eine gefährliche Wendung nehmen konnte und darum Vorsicht erheischte. Der Arzt verordnete leichte Speisen, die Haushälterin verweigerte sie, weil der Caplan nichts anzusprechen habe, als die gewöhnliche Kost; der Leidende sollte zu verschiedenen Zeiten Thee trinken, das Fräulein schlug die Bereitung als zu mühsam ab; die Winterkälte war in dem großen Caplanei-Zimmer doppelt empfindlich, sie gab täglich nur ein bestimmtes vorgezähltes Maß von Holzscheiten, mit denen ausgereicht werden mußte. Mehr als einmal war Isidor, durch seine Kränklichkeit besonders reizbar, nahe daran, in Zorn aufzulodern, um so mehr, als die Absichtlichkeit dieser Quälereien offen zu Tage lag; aber er bezwang sich und half sich durch Vermittlung seiner Eltern, denn vom Pfarrer war Hülfe nicht zu erwarten. Dieser stand ganz unter der Gewalt des Fräuleins und war ihr gegenüber vollständig ohnmächtig; wagte er einmal einen schwachen Versuch des Widerstands, so endete der Auftritt immer mit Weinen, Geschrei und der trotzigen Erklärung, der Herr Onkel solle ihr Geld herauszahlen, dann wolle sie ihm nicht mehr im Wege sein.

Franzi kam Isidor fast nie zu Gesichte; geschah es, so war die ganze Begegnung von seiner Seite ein freundlicher Gruß, von ihr eine ehrerbietige stumme Verbeugung.

So kam Weihnachten heran.

Isidor war in seiner Stube, der Stunde harrend, wo der mitternächtliche Gottesdienst, die Christmette, beginnen sollte. Sinnend trat er an's Fenster und schaute in das blitzende Sterngewimmel der kalten Winternacht, von dem die Freude der Himmel herniedersteigen sollte, und auf die schneebedeckten Dächer der Bauernhäuser, aus deren niedrigen Fenstern röthlicher Schimmer auf den davor aufgehäuften Schnee fiel und all' die Erdenfreude verkündete, die dahinter sich vorbereitete. Plötzlich störten eilende Tritte auf dem frostknarrenden Wege ihn aus seinen Gedanken, die Hausglocke ertönte heftig gezogen, und eine jammernde Weiberstimme verlangte nach dem Geistlichen. Es war die Magd aus der Schmiede, die mit der Nachricht kam, die Schmiedin liege im Sterben, sie habe einen Streit mit Vigili gehabt, der mit Thätlichkeiten geendet. Nach wenig Augenblicken eilte Isidor dem Schmiedehause zu.

Als er zurückkam, war der Pfarrhof leer; alle Bewohner befanden sich bei dem Gottesdienste in der Kirche, aus welcher das Hosiannah der Orgel feierlich herübertönte. Erst nach mehrmaligem Klopfen wurde geöffnet, und Franzi stand vor ihm, ebenfalls zum Kirchengange gerüstet.

Ueberrascht blieben Beide einen Augenblick wortlos; die hoch erhobene Lampe in des Mädchens Hand warf ihren vollen Schein auf das liebe Gesicht und die herzigen Kinder-Augen.

„Du noch hier?“ fragte Isidor. „Ich dachte Dich längst in der Kirche.“

„Wär' auch längst schon dort,“ antwortete sie schüchtern „aber die kranke Kuh war so elend, daß ich ihr noch einen warmen Trank angebrüht hab' . . . ich will's jetzt noch nachholen und denk', unser lieber Herrgott nimmt den Willen für's Werk; wenn man seine Schuldigkeit thut, ist es ja auch ein Gottesdienst . . . nicht wahr?“

„Gewiß, und nicht der geringste . . . aber ich finde, Du siehst blässer aus, als früher . . . Du hast wohl von dem Vorfall in der Schmiede gehört und Dich um des Vigili willen geängstigt?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Es ist auch nicht so sehr schlimm, die Leute machen gar zu gern aus einer Mücke einen Elephanten . . . Die Schmiedin hat eine Schramme am Halse, die heftig blutete, aber Gefahr ist nicht dabei. . . Ich bin auch nur darum so lange dort geblieben, um zwischen dem aufbrausenden Burschen und der hartnäckigen Frau Frieden zu stiften. Es sind ein paar harte Steine, die da auf einander treffen, aber ich hoffe, sie haben sich wirklich ausgesöhnt!“

„Gewiß,“ sagte Franzi innig und sah zu ihm empor, „wenn Sie reden, Hochwürden Herr Isidor, da geht Einem das Herz auf . . .“

„Meinst Du? Ich wollte, mein Bewußtsein könnte Dir Recht geben — aber jetzt leuchte mir in meine Stube. Es ist grimmig kalt, und mich schüttelt es, wie Fieberschauer; ich fürchte, ich habe mich erkältet. . .“

Schweigend ging sie die Treppe hinan und öffnete das Zimmer; eisige Luft strömte ihnen entgegen, die Wände schimmerten vom Froste, und an den Fenstern waren Eisblumen aufgeschossen. Sie zündete die Studierlampe an und zog den Schirm herab, grüne Dämmerung lagerte sich über das nächtlich einsame Gemach; unwillkürlich standen Beide sich zögernd gegenüber.

Es war etwas zwischen ihnen, was an's Licht drängte.

„Du bist doch traurig,“ sagte Isidor, „ich seh' es jetzt ganz deutlich. . . Warum?“

„Kann wohl sein,“ flüsterte sie, „zumal heut', wo für Alles ein Freudentag ist und . . . kann wohl sein, daß es mir heut' besonders schwer auf's Herz gefallen ist, daß ich ein Findelkind bin, daß ich meine Eltern nicht einmal

kenn' und keine Menschenseel' hab', die sich um mich annimmt. . ."

„Keine Menschenseele, sagst Du? Ist das recht? Hast Du nicht mich? Ich bin Dein Bruder, Franzi, und will an Dir handeln wie ein Bruder! Ich versprach es schon meinem Vater, Alles zur Entdeckung Deiner Eltern zu thun, und will nicht ruhen, bis es mir gelungen ist. . . . Hast Du gar keine Spur von ihnen, gar keinen Anhaltspunkt?"

Nichts, als das Ring'l da . . . ich heb' es sonst heilig auf und zeig' es keinem Menschen . . . aber heut zum heiligen Abend hab' ich's angesteckt. . ."

„Zeige doch," erwiderte Isidor und betrachtete den unscheinbaren Silberreif. „Kein Zeichen daran, als ein paar halb verwischte Buchstaben; ich will sie bei Tage betrachten, wenn Du mir den Ring anvertraust. . ."

„Gern," rief sie rasch, „Alles, was Sie wollen . . . Alles."

In Isidor's Herzen wallte es heiß empor. „So bist Du mir gut, Franzi?" sagte er heiß und innig.

Sie erwiderte nichts, aber sie erglühte über und über und sträubte sich nicht, als er ihre Hand erfaßte und sie leise näher zog; sein Gesicht senkte sich zu ihr herab, daß er die Gluth ihrer Wangen fühlte . . . da ermannte sich der gute Geist in ihm; er ließ ihre Hand los und trat zurück.

„Auch ich bin Dir gut," sagte er, „wie einer Schwester . . ."

Sie sprach wieder nichts, aber sie fühlte, wie ihr das Blut zum Herzen zurückdrängte, mit dem Worte war es ausgesprochen, was sie in ihrer schuldlosen Unbefangenheit nie geahnt hatte: die Liebe, die sie für den Jugendfreund empfand, war nicht die einer Schwester . . .

Sie schritt der Thüre zu. „Es ist so kalt," sagte sie

dort, „das könnte Ihnen schaden, Herr Isi . . . Herr Caplan; ich will Feuer anschüren. . .“

„Thu' das, mein Kind . . . und gute Nacht . . . meine gute, treue Schwester, gute Nacht!“

Er war allein; das beglückende Bewußtsein, sich selbst besiegt zu haben, durchglühte ihn, daß er die Kälte nicht mehr empfand; die schimmernden Wände und Fensterscheiben schienen wie brennende Freudenkerzen . . .

Bald ward draußen der Schritt des Mädchen hörbar und das Poltern des Holzes, das sie zu Boden warf . . . aber im nämlichen Augenblicke erscholl auch die keifende Stimme der Haushälterin.

„Komm' ich endlich dahinter,“ schrie sie, „wer der Dieb ist im Hause? Ist es mir doch im Geist vorgegangen, daß ich früher fort bin aus der Kirche! So also geht es im Hause zu? Weg vom Ofen, schlechte Person!“

Franzi war wie versteinert. „Ich bin keine Diebin,“ stammelte sie, „und keine schlechte Person. . .“

Mehr hatte Isidor im Zimmer nicht gehört; schon hatte er die Thüre geöffnet und stand erregt der Zürnenden gegenüber. „Beruhigen Sie sich, Fräulein,“ sagte er, „es geschah auf mein Verlangen. Ich bin zu unwohl, um im kalten Zimmer schlafen zu können, und werde Ihnen morgen das Holz ersetzen. . .“

„So?“ rief das Fräulein, die immer mehr außer sich gerieth. „Auch das noch! Sie selber verleiten die Ehhalten und unterstützen sie gegen die Herrschaft? Und warum ist die Person nicht in der Mette? Ist wohl absichtlich daheim geblieben, um ungestört zu sein?“

„Himmel und Erde!“ rief Isidor, dessen Stirnadern schwollen, „kein solches Wort mehr gegen meine Schwester, oder . . .“

„Schwester?“ höhnte das Fräulein. „Ist das so geschwind gegangen? Eine liederliche Dirne ist sie, und

wenn sie nicht über die Stiege hinuntereilt, zeig' ich ihr mit dem gestohlenen Scheit den Weg!"

Franzi schrie auf; die Wüthende hatte wirklich ein wuchtiges Scheit ergriffen und es zum Schlage erhoben, aber Isidor fing den Arm auf und entrang es ihr. Außer sich wollte sie sich mit den Händen auf das Mädchen stürzen — da stieß Isidor mit voller Manneskraft sie zurück, daß sie taumelte, mit dem Kopfe an die Wand schlug und heulend und blutend zu Boden stürzte.

Isidor stand wie versteint; zu seinen Füßen kniete das Mädchen und betete und weinte verwirrt durch einander in unsäglicher Herzensangst.

An der Treppe erschien der vom Gottesdienste heimkehrende Pfarrer, hinter ihm tauchte das rothe Haar und das lauernde Auge des Schullehrers empor.

„Wahrlich," sagte der Pfarrer, indem er voll Würde und nicht ohne Bewegung näher trat, „größeres Leid, als durch einen solchen Anblick konnte mir nicht bereitet werden. . . Bedauernswerther junger Mann . . . wissen Sie, was Sie gethan? Blut ist durch ihre Hand vergossen worden, Sie sind irregular: ich werde darüber an das Ordinariat berichten . . . bis der Bescheid kommt, suspendire ich Sie . . . ich enthebe Sie Ihres Amts und verbiete Ihnen als einem Unwürdigen jede priesterliche Handlung! Morgen werden Sie den Pfarrhof verlassen, ich kann nichts, als im Gebete Ihrer gedenken!"

---

3.

Der Weihnachtstag kam herrlich herauf. Sommerblau und rein lag der Himmel über dem weiten Stromthale, das der Wilde Kaiser abschloß, glänzend und blitzend im

Sonnenscheine, als habe er dem Feste zu Ehren seinen Eispanzer blankgescheuert und den weißen Kaisermantel um die Felsenschultern geschlagen. Der Ostwind strich kalt über die flimmernde Schneelandschaft hin, daß der Hauch vor dem Munde fror, den Landleuten, die von den entlegenen Höfen herangewandert kamen, sich Haar, Bart und Hut bereiften, und weit und breit hin an allen Sträuchern und Zweigen Milliarden von Eisnadeln und Schneekrystallen glitzerten und funkelten.

Im Dorfe selbst war die Stimmung nicht so festlich, wie draußen in der freien Natur; die Vorgänge der Nacht lagerten darüber, wie oft auf den Schornsteinen und Firsten der Rauch haftet und sich niederschlägt, wenn eine ungünstige Luftströmung ihm wehrt, fröhlich und kerzengerade emporzuwirbeln. Die Plauderhaftigkeit der Dienstboten im Pfarrhofe, die Bosheit des triumphirenden Lehrers hatten rasch und genügend dafür gesorgt, daß die aus der Christmette Heimkehrenden auch die Kunde des Vorgefallenen in Hütten und Häuser aus einander trugen, als Würze zu Sauerkraut und frischgeschlachtetem Schweinefleisch, das nach der langen Fastenzeit im Advent auch auf dem ärmsten Herde brodelte. Der Eindruck war verschieden, nach den vielerlei Köpfen, auf die er wirkte; der allgemeinste war der der Verwunderung, wie so etwas so buchstäblich über Nacht habe kommen können, und einer gewissen Schadenfreude; denn es gab Manche, die, von dem Hochmuthe des Pfarrfräuleins gekränkt, ihm eine Strafe und Demüthigung gar wohl gönnten. Der Herr Caplan ward bedauert, denn die Bauern hatten ihn lieb, und Bauernherzen sind zäh; was einmal Wurzel gefaßt in den treuen Gemüthern, das halten sie fest, und es braucht manch harten Ruck, bis sie es sich entreißen lassen.

War auch der Hauptgottesdienst schon während der

Nacht gefeiert worden, so gab es doch Männer und Bursche genug, die sich Vormittags zur Kirchenzeit auf dem Platze vor der Kirche zusammenfanden, um zu plaudern und alle die Begebenheiten seit dem letzten Begegnen zu verarbeiten. Darunter waren der Wagner des Orts, ein stämmiger Mann mit soldatischer Haltung, der Schneider, der Bader und der Eisenkrämer; ein schmächtig aussehender Mensch mit ruppigen Händen ließ den Schuster nicht verkennen; einen Andern verrieth das Päckchen, das er unter dem Arme trug. Es war der „Beter"-Macher, der seine Waare, allerlei Rosenkränze, immer bei sich trug, um augenblicklich zum Handel bereit zu sein.

„Da kann man's einmal mit Händen greifen," sagte der Betermacher fromm thuend, als das Gespräch wieder auf Isidor kam. „Hochmuth kommt vor dem Fall! Hab's erst gestern noch von dem Schullehrer gehört, daß der Herr Caplan immer obenaus gewollt hat . . . da hat unser Herrgott die Hand von ihm abgezogen, und er ist in die Schlingen des Teufels gefallen!"

„Laß den Teufel in Ruh', Betermacher," entgegnete der Wagner barsch, „der muß nit überall seine Hand d'rinn' haben, es giebt Leut' genug, die für ihn die Arbeit thun!"

„Wie kannst so reden, Wagner!" rief der Schuster entsetzt. „In ein' so frommen Haus, wie der Pfarrhof ist!"

„Eben deswegen! Ist keine Kirchen so klein, die Capelle muß auch dabei sein . . . und wenn der Teufel sonst gar keinen Platz findet, schlupft er in einen Weiberrock . . ."

„Ja, das ist wahr!" rief der Betermacher wieder und verdrehte die Augen. „Die Franzi! Ein so kreuzbraves Mädl! Wer hätt' das von der Franzi gedacht!"

„Nun, die hab' ich gerad' nicht gemeint!" lachte der

Wagner. „Wir werden ja sehen, was dahinter ist; in ein paar Tagen wird man wohl Alles wissen!“

„Wir könnten's gleich erfahren,“ sagte der Schuster. „Wie wär's, Männer, wenn wir zum Pfarrer gingen, so wie eine Deputation von der Gemeind', und thäten ihm unser Bedauern sagen, daß er einen solchen Verdruß hat haben müssen . . .“

„Zum Herrn Pfarrer?“ rief der Wagner grob. „Warum? Unsereiner hat auch genug Verdruß im Haus, aber ich hab' noch nie gehört, daß der Pfarrer 'kommen 'wär und hätt' Einem sein Bedauern gesagt . . . was wir gemeine Leut' zuwege bringen müssen, das wird er als ein studierter Herr wohl auch vermögen . . .“

Er ging und ließ Schuster und Betermacher stehen; unbekümmert wegen ihres unverhohlenen Aergers, winkte er dem Bader und Schneider mit den Augen zu und schritt mit Beiden davon. „Wie ist es denn?“ sagte er flüsternd. „Es hat ja geheißen, auf Weihnachten käm' er wieder herüber . . . Ihr wißt schon, wen ich mein' . . .“

„Versteh' alle Wort',“ sagte der Schneider wichtig und geheimnißvoll, „gewiß weiß ich's nit . . . es soll gar viel Schnee haben, wo er heraus muß . . . aber ich denk' wohl, er kommt, und sobald ich's weiß, laß ich Alles herrichten . . .“

Sie winkten sich zu und trennten sich, vorsichtig umherblickend, ob auch Niemand die geheime Zwiesprache belauscht. —

Auch auf dem Moosrainer-Hofe bildete der Festtag einen trüben Gegensatz zu der heitern Festlichkeit, die erst so kurz dort begangen worden. Noch war es völlig Nacht gewesen, als die Thüre des Pfarrhauses sich geräuschlos aufthat, und der Verstoßene auf der Schwelle stand, die er mit ahnungsvollem Widerstreben betreten. Es war dunkel in ihm und um ihn her; aus den Fenstern der

Kirche kam der rothe Schein der ewigen Lampe so schwach herüber, als wenn sie mit dem Erlöschen kämpfte, aber gerade vor ihm blitzte und funkelte der Morgenstern in seltener Pracht, als wär' es eine geschwungene Fackel in Engelshand, um wie von einem Leuchtthurme aus zu mahnen, daß der Himmel über uns unerschütterlich feststeht, auch wenn unter uns die trügerische Erde wankt. Durch Frostschauer und beginnendes Schneegeriesel schritt er dem Vaterhause zu, unendliche Wehmuth und Trauer in der Seele, daß er so dahin zurückkehren mußte; doch es blieb kein anderer Ausweg, um Aufsehen zu vermeiden. Einen Tag wollte er Herberge nehmen in der Heimath, um sie dann für immer zu verlassen und unbekannt an einem fremden Ort die Entwickelung seines Geschickes abzuwarten. Das Haus stand finster in der Finsterniß; kein Lichtschein zeigte, daß Leben in ihm sei, und es war doch schon die Stunde vorüber, die den Bauer in Scheune, Stall und Haus zu den Arbeiten weckt, von denen auch der höchste Feiertag ihn nicht befreit. Dennoch standen Thür' und Thor weit auf, als würde Jemand erwartet; aber Niemand kam dem Eintretenden entgegen. Lautlos tastete sich Isidor über den unerhellten Vorplatz, die Treppe hinan zu seiner früher bewohnten Stube. Sie war nicht verschlossen, im Ofen brannte behagliches Feuer, und auf dem Tischchen war eine Kerze, Stein und Schwamm bereit gestellt; es war unverkennbar, man erwartete ihn im Hause, allein man scheute sich, ihm zu begegnen.

Isidor hatte kein Verlangen nach Licht; ihm war es wohl in der matten Dämmerung, welche das Schneelicht durch die Scheiben warf; die ganze Herbheit des Erlebten kam über ihn und machte ihn beinahe verzagen. Da kam die Natur als liebende Vermittlerin ihm zu Hülfe: die Stille, die Wärme, die sichere Einsamkeit wirkten schmerzstillend auf ihn, und der Schlaf senkte sich auf seine

heißen Augen und tobenden Schläfen, wie ein kühlender Verband.

Er hatte nicht lange geschlummert, als ihn Lichtschein weckte; der alte Moosrainer stand in der Stube, die klugen Augen fest und fragend auf den Sohn geheftet.

„Vater!“ rief dieser aufspringend und wollte mit weit ausgebreiteten Armen sich ihm an die Brust werfen — Jener aber trat einen Schritt zurück und streckte den Arm wie zur Abwehr gegen ihn aus.

„Bleib', wo Du bist,“ sagte er, „erst muß ich wissen, wie wir Zwei mit einander steh'n! Ich hab' Dir's gesagt, Isidor, Du wirst niemals so groß wachsen, daß ich aufhören thät', als Vater mit Dir zu reden; ich hab' Dir die Thüre offen gelassen, damit es vor den Nachbarn keinen Spectakel giebt, aber deswegen darfst Du den Moosrainerhof doch nit für einen Taubenschlag anseh'n, wo man aus- und einfliegt, wie man nur will . . . Was thust da, Isidor?“ fuhr er mit strengem Tone fort. „Warum bist Du nit da, wo Du hin gehörst?“

„Sorgt nicht, Vater,“ erwiderte Isidor, nicht ohne Zurückhaltung, „daß ich Euch lange zur Last fallen werde. Mit dem Frühesten . . .“

„Wär's dann anders?“ unterbrach ihn der Alte. „Wenn das wahr ist, was die Leut' reden, ist für Dich im Moosrainerhof kein Platz, nit einmal über Nacht . . . O Bub', Bub'!“ fuhr er in unwillkürlich gemildertem Tone fort, weil er gewahrte, wie Isidor bei diesen Worten noch mehr erblaßte und zusammenzuckend die Hand an's Herz preßte, „warum thust Du mir solch ein Leidwesen an? Du weißt, wie hart es mich an'kommen ist, Dich studieren zu lassen, ich hab' mich nur mit der Meinung getröst', daß es zu Dein' Glück und Heil sein wird: daß Du das, was Du einmal angefangen hast, auch richtig und fest hinaus-

führst, wie sich's gehört . . . aber daß ich das an Dir erleben muß . . . daß Du mir in's Haus zurückkommst, in Schand und Spott, wie ein davongejagter nichtsnutziger Knecht . . . das, Isidor, das ist der Nagel zu meinem Sarg . . . das druckt Deinem alten Vater das Herz ab . . ."

Die Stimme bebte ihm, er drückte mit dem Rücken der rauhen Hand an die Augen, als wolle er die Thränen zurückdrängen, aber die widerspenstigen Tropfen glitten doch über die braune Wange herab.

„Vater," sagte Isidor feierlich, „bei Allem, was heilig ist, ich habe nichts Unwürdiges begangen. . . ."

„In Deinem Sinn vielleicht," entgegnete der Alte, „wir Bauern deutschen uns so 'was selber aus, und der Sinn ist so viel werth, wie Dein studierter . . . also sag', wie's 'gangen ist."

Isidor erzählte; anfangs befangen, dann immer ruhiger und sicherer, denn bei jedem Worte trat ihm das Vorgefallene bestimmter in seiner wahren Gestalt entgegen, wie aus fallendem Nebel die Umrisse einer unbekannten Gegend.

„Ist's das Alles?" fragte, als er geendet, nach kurzer Pause der Vater. „Und wenn es so ist, was soll nun daraus werden?"

„Der Herr Pfarrer wird seinen Bericht an das Ordinariat erstatten. . ."

„Was ist das?"

„Der Bischof und seine Räthe, die werden dann auch mich und meine Vertheidigung hören, und ich hoffe zu Gott, das Ende wird sein, daß man mich auf einen andern Posten, vielleicht weit weg beruft, und gewarnt und gewitzigt soll es mir dort gar bald gelingen, den ganzen Vorfall vergessen zu machen . . ."

„Vergessen zu machen?" erwiderte der Alte und wiegte

sinnend das eisgraue Haupt, „ich will das glauben, Isidor . . . aber wirst Du's auch selber vergessen? . . . O Isidor, lieber Bub'," fuhr er herzlich fort, während dieser befangen die Augen senkte — er fand nicht Muth und Ton zu dem Ja, auf das die Frage des Vaters wartete. „Ich sorg', Du wirst ein unglücklicher Mensch . . . Schau, vor Deinem Vater brauchst kein Geheimniß . . . ich hab' Angst, Dein Herz ist nit mehr bei Dein' Stand, es reut Dich wohl gar . . . mir kommt's vor, als wenn ich Recht gehabt hätt', als wenn Dein Herz unter'm Bauernkittel lustiger schlagen thät', als unter dem heiligen Gewand da . . ."

Isidor drückte ihm wie unwillkürlich die Hand. „Der Friede wird Denen, die um ihn streiten," sagte er feierlich, „ich will redlich um seine Palme ringen. . ."

„Thu's, lieber Bub'," sagte der Alte herzlich, „nur nit auslassen, was einmal ang'fangen ist, dann wird noch Alles gut . . . Bleib' also bei mir, so lang' Du willst, Isidor, ich kann nit sagen, daß Du so ein großes Unrecht gethan hast! Du hast ja die Hand nit selber zum Schlagen aufgehoben, hast das Blut nit vergießen wollen, Du hast abgewehrt, hast ein Anderes vertheidigt . . . ich glaub' immer, ich hätt's auch nit viel anders gemacht, und kann nit gut steh'n, ob mir der Arm nit auch ausgerutscht wär' . . . Also gieb Dich zur Ruh, halt' mit Dir selber und unserm Herrgott Rath und bleib' in Deiner Stuben, daß das Gered' ein End' hat . . . am Abend komm' ich wieder und such' Dich heim. . ."

Er wollte fort, aber Isidor hielt ihn. „Und die Mutter?" fragte Isidor dringend.

„Die? Ja, bei der hast Du's schon auf eine Weil' verschütt't; die will Dich nit seh'n, die Fräul'n ist ihr so in's Herz gewachsen; ich glaub', es wär' ihr lieber, sie hätt' den Puff von Dir bekommen, als die hochnasige Person . . .

aber kränk' Dich nit darum, ich werd' ihr Alles erzählen, da wird der Zorn auch nit lang' dauern, Du weißt es ja, daß sie nirgends zu spät kommen will . . ."

Er hatte schon die Thürklinke gefaßt, Isidor rief ihm nochmals nach. „Vater," sagte er stockend, als dieser erwartend stille stand, „ich kann nichts mehr für sie thun; was ich thäte, würde man nur ausbeuten, mich neu zu verdächtigen, aber Ihr werdet sie nicht verlassen . . . nicht wahr?"

„Du meinst die Franzi?" sagte der Alte, „. . . was ist es mit ihr?"

„Weiß ich es denn? Ich habe sie nicht wieder gesehen, aber als ich während der paar endlosen Nachtstunden am Fenster hin und wieder schritt, sah ich Jemand aus dem Hause schlüpfen; ich müßte mich sehr geirrt haben, wenn es nicht Franzi war . . . das böse Weib hat sie ohne Zweifel noch in der Nacht fortgejagt . . ."

„Wie werd' ich sie verlassen?" entgegnete der Alte und bot dem Sohne mit eigenthümlichem Lächeln die Hand. „Ich hab' sie ja immer schier so lieb gehabt, wie ein eignes Kind . . . ich werd' ihr nachfragen; im Dorf darf sie nit bleiben, aber ich denk', ich werd' schon ein Plätzel ausfinden, wo ihr nit zuweh geschieht!"

Der Tag ging still vorüber, hauptsächlich wohl, weil dem Gerede und der Erregung der Gemüther jede Nahrung fehlte. Von den Personen, die bei dem Vorfalle hauptsächlich genannt wurden, ließ sich keine sehen, denn die Haushälterin des Pfarrers war angegriffen und krank, oder gab sich mindestens den Anschein, es zu sein. Die Nacht kam so ruhig, als ob der Tag gar nichts Ungewöhnliches gebracht; früher als sonst sogar ward es still im Dorfe, und zeitiger erloschen die Lichter.

Nur wer noch eine späte Wanderung gegen den Strom hin zu machen hatte, der mochte gewahren, daß auf dem

hinter dem Dorfe vorspringenden Hügel noch einiges Leben wachte. Dort lagen die Ruinen einer kleinen Bergfestung, die zum Schutze der Grenze gebaut, im österreichischen Erbfolgekriege aber von den Rothmäntlern ausgebrannt worden und, dürftig wieder hergestellt, allmälig zu verfallen begann. Jetzt sind davon nur die kargen Reste eines Thurmes übrig, damals war ein Theil der Dächer erhalten, und es gab noch einige Gelasse, die man zur Noth bewohnen konnte. In der ehemaligen Wachstube am gewölbten Thorgange hatte ein Holzarbeiter mit seinem Weibe sich eingebaut. Er hielt eine Winkelschenke und trieb allerlei anderes heimliches Gewerb. Die Schmuggler, die aus Tirol herüberkamen, fanden da willkommene Herberge, um tagsüber still zu liegen, und wer sonst einer Zuflucht bedurfte in der Gegend, dem bot das winklige, den Einsturz drohende und darum nicht viel betretene Gemäuer einen sicheren Versteck. Unter den Ruinen der Capelle stand ein kellerartiges Gewölbe noch unversehrt, das einmal eine Art unterirdischer Kirche, eine Krypta, gewesen sein mochte, und zu welchem, durch eine hohe Thurmwand verborgen, einige schadhafte und wankende Steinstufen hinunterführten. Schwacher Lichtschein drang von dort herauf und führte über Geröll und Trümmer in die ziemlich ansehnliche Halle.

Eine Schaar Bauersleute aus dem Dorfe und den Einzel-Weilern der Gegend hatte sich hier zusammengefunden; Männer und Weiber standen, kauerten oder lehnten herum, je nachdem an den Wänden entlang und auf den Trümmern sich dazu Gelegenheit bot. Der Wagner, der Bader und der Schneider fehlten nicht; hinter ihnen, in eine dunklere Ecke gedrückt, erhob sich des Moosrainers kräftige Gestalt. Aller Augen waren dem Chore zugewandt, wo sich noch die Trümmer eines ehemaligen Altärs erkennen ließen; jetzt stand an dessen Stelle ein aus rohen

Baumästen rasch zusammengebundenes Kreuz und vor ihm ein Mann in einem dunklen Mantel, der wie ein priesterartiges Gewand gefaltet war.

In einer Ecke unter einem Sprunge des Gewölbes, durch welchen der Nachthimmel schwarz hereinsah, verglimmten die Reste eines Holzfeuers, das den Raum nothdürftig erwärmt hatte und nun seine rothen, unruhigen Lichter über die Versammlung warf und über den Mann vor dem Kreuze, der mit ausgebreiteten Armen laute mächtige Worte rief. Obwohl die Züge des Gesichts noch kein so hohes Alter verriethen, war doch der Schädel des Mannes völlig kahl; unter dichten buschigen Brauen flackerte ein Paar unheimlich leuchtender, fast irrsinniger Augen hervor. Seine Stimme klang gedämpft und hohl, aber sie war dennoch stark, und es war etwas in ihrem Tone, was unwillkürlich das Ohr des Hörers fesselte. Er sprach von den ersten Tagen der Christenheit, als die Gläubigen noch in Höhlen und Grabgewölben heimlich sich versammeln mußten, als die kleinen Gemeinden noch in vollständiger brüderlicher Gemeinschaft aller Verhältnisse lebten, und forderte auf, zur frühern Einfachheit der Sitten, zur alten Einfalt der Gemüther zurückzukehren.

„Wahrlich, so verkündet es mir der Geist," schloß er seine Rede, „der über mich kommt in den Stunden der Erleuchtung . . . der Antichrist ist Herr geworden über den Erdball, aber ich werde kommen und ihn bändigen und seinen Thron umstürzen! Diejenigen sind der Antichrist, die sich anmaßen, meine Priester zu sein . . . Ich, der Herr von Anbeginn, will keine Priester, die vor mir knieen und mir räuchern. Ein Jeder unter Euch soll mein Priester sein, und über welchen ich das Wort ausgieße, der soll es den Brüdern verkünden! Gleich sollt Ihr unter einander sein, wie Ihr vor mir Alle gleich seid

Alle Brüder! Darum gehet hin und machet, daß die Wege bereit sind, wenn der Herr kommt, seinen Einzug zu halten, denn sein Gericht wird furchtbar sein, und nicht mehr fern ist die Stunde der Rechenschaft, — wohl Dem, den sie gerüstet findet. Amen!"

Der Prediger schwieg und sank wie erschöpft an den Fuß des Kreuzes hin; lautlos erhoben sich die Anwesenden, kletterten durch den Kellerhals die Stufen empor und verschwanden schweigend aus dem Gemäuer in die Winternacht. Nur der Schneider vermochte nicht, die Erregung seines Gemüths in sich zu verschließen. „Recht hat er, der Frater Anderl' . . . und wenn wir Männer sind und nit Hasenfüß', so machen wir uns daran und gründen wieder eine allgemeine Brudergemeinde wie die ersten Christen! Wir brauchen keinen Pfarrer, dann brauchen wir auch keinen Zehnt zu geben! Ueber Jeden kann die Gnade kommen . . ."

„Der Schneider ist ganz verzückt," sagte der Wagner, „er glaubt, er steht schon auf der Kanzel . . ."

„Das werd' ich auch!" erwiderte dieser pathetisch. „Wer will dem Wind wehren, der in das Feuer bläst? Auch ich kann das Wort verkünden! Ich bin nicht umsonst in meinen jungen Jahren in Paris gewesen . . . ich habe Bürger Mirabeau gehört und den großen Danton . . . Brüder sind wir, werd' ich sagen, und Brüder müssen wir wieder werden . . ."

Heftig vor sich hin redend und sich geberdend eilte er hinweg; der Moosrainer hielt den Wagner zurück. „Was ist es denn eigentlich mit dem Frater?" fragte er.

„Das weiß Niemand recht," erwiderte dieser, „es ist ein entsprungener Student, von Kitzbühel glaub' ich . . . er hat Geistlicher werden wollen, aber sie haben ihn nit ausgeweiht — warum, weiß ich auch nicht recht; es heißt, er hätt' ein Buch geschrieben, das ihnen nit recht war.

Da wollten sie ihn in den Soldatenrock stecken, d'rüber ist er tiefsinnig geworden und ist im Armenhaus eingesperrt und muß beim Viehhüten helfen. Sie haben ihn schon hart geschlagen, wenn er gepredigt hat; in Tirol d'rinnen getraut er sich auch nicht. . . . aber manchmal stiehlt er sich doch heimlich fort bei der Nacht. . ."

Der alte Moosrainer erwiderte nichts; ihn dauerte die treffliche Kraft, die, vielleicht zum Besten bestimmt, so kläglich zu Grunde ging, weil sie bei Seite gedrängt, gezwungen und in ihrem natürlichen Laufe aufgehalten worden; er gedachte an Isidor und seine dunkle Zukunft, und ein tiefes, namenloses Weh zuckte ihm durch das starke Herz.

— — Wochen vergingen; Isidor lebte im Hause des Vaters, das er nie verließ; von Franzi hörte und wußte Niemand; dennoch war es in den Gemüthern der Dorfbewohner nicht ruhiger geworden, die Gährung hatte sich sogar gesteigert. Das Verhältniß der Gemeinde-Angehörigen zu dem Pfarrer war beiderseits nie ein besonders freundliches gewesen und hatte sich in den förmlichen Schranken des Althergebrachten gehalten. Dazu kamen vielfache Anlässe, wo der Pfarrer, immer klagend über die schlechten Zeiten und die noch schlechteren Kornpreise, auf seinen Rechten und Bezügen mit einer Strenge bestand, die manchmal an Härte streifte und die Entfremdung steigerte. Sie ward zur Erbitterung, als er um Neujahr mit der Forderung hervortrat, daß ihm künftig auch der Klein- und Blut-Zehent, also der zehnte Theil der kleinern Feldfrüchte, das zehnte Huhn und das zehnte Ei gereicht werden müsse, während ihm bisher nur der Großzehent von den eigentlichen Getreidearten gebührt hatte. Die Bauern steckten murrend die Köpfe zusammen, erzählten einander von ihren alten Rechten und wie seit Menschen-Gedenken ein solches Begehren nicht gestellt worden sei. Der alte

Moosrainer mit ein paar Andern fuhr in's nächste Städtchen und brachte die Nachricht mit, daß der Advocat im besten Falle einen langwierigen und kostspieligen Proceß in Aussicht stelle. Damals war das Maß des Unmuths aufgerüttelt voll; es bedurfte noch eines Tropfens, so mußte es überfließen.

Auch an diesem sollte es nicht fehlen.

Das Fräulein im Pfarrhofe hatte die Niederlage nicht verschmerzt, die ihr durch Isidor zu Theil geworden; sie ruhte nicht, bis sie in Verbindung mit dem Lehrer den allzeit zurückweichenden Onkel für ihre Absicht gewonnen hatte. An einem der letzten Sonntage hatte er ungewöhnlich scharf über die zunehmende Verschlechterung des Menschengeschlechts gepredigt und schloß damit, zur Gründung eines Tugendbundes aufzufordern und Diejenigen, die sich aus der Sündfluth in die Arche retten wollten, einzuladen, nach dem Hochamte in den Pfarrhof zu kommen und sich in die Liste der Tugendhaften einzuzeichnen. Es fehlte nicht an Solchen, welche sich einfanden, voran der Anhang des Fräuleins, mit dem Lehrer an der Spitze; auch manches minder eifrige Weiblein schloß sich an, um nicht für gleichgültig oder geringer zu gelten, als eine Andere; Manche endlich führte auch nur die Neugier herbei, was in dem Tugendbunde wohl Alles zur Verhandlung kommen möge. Aber was als ein Werk des Friedens gedacht war, bewährte sich sogleich als ein Samenkörnlein, daraus Zwietracht und Feindschaft aufschossen wie wucherndes Unkraut. — Das Fräulein empfing die Ankommenden als vorausbestimmte Vorsteherin des neuen Bundes, nahm die Anmeldungen an und saß dann mit einigen Vertrauten darüber zu Gericht, wer der wirklichen Aufnahme würdig sein möchte. Mehrere Frauen wurden zurückgewiesen wegen kleiner Makel, die an ihrem Lebenswandel hafteten, und von denen sie sich erst durch Reue

und Buße freimachen sollten. Damit war dem Fasse der Boden ausgeschlagen, die Weiber schlugen Lärm und nöthigten die Männer, sich ihrer anzunehmen; sie beriethen und murrten unter einander, und selbst der alte gelassene Moosrainer verlor einen Augenblick seine ruhige Haltung, als seine Alte schluchzend und schreiend mit der Nachricht nach Hause kam, daß auch sie als des Tugendbundes unwürdig erklärt worden sei, weil die Erfahrung bewiesen, daß sie offenbar die Erziehung ihres Sohnes gröblich vernachlässigt haben müsse. „Na, tröste Dich nur, Alte," sagte er anscheinend unbefangen, während er vor Aerger die Hände in den Taschen ballte, „und laß den Isidor nichts davon erfahren, es thät' ihn kränken und hilft doch zu nichts! Hättest Du fein abgewartet, wie es mit dem Tugendbund gehen wird, so hättest Du Dir den Verdruß erspart; das hast Du davon, daß Du überall vorn d'ran und die Erste sein mußt! . . . Aber schlimm ist's bei alledem," murmelte er für sich weiter, „und nimmt kein gutes Ende!" —

Ein paar Stunden seitwärts vom Dorfe in die Berge hinein, wo es gegen den Wendelstein hin geht und gegen die Almhütten in der Grafenherberg, verbarg sich in tief eingeschnittenem Felsenthale ein einsames Köhlerhaus. Die Kohlstätte hatte schier seit Jahrzehnten nicht zu rauchen aufgehört, und der Köhler, ein alter, halbtauber Mann, sein Leben damit zugebracht, einen Meiler nach dem andern aufzurichten, anzuzünden und wieder abzuräumen. Dann kamen die Fuhrwagen und verluden die Kohlen, er selbst aber kam fast nie unter die Leute und wußte daher von Allem nichts, was unter ihnen geschah, zumal im Winter. Dahin hatte der Moosrainer Franzi geflüchtet, damit sie dem Alten die kleine Wirthschaft führe und in seinem Schutze wohlgeborgen sei, denn er kannte den Mann von Jugend auf als ein treues, verlässiges Gemüth und

als Einen, der, wenn er auch gebrechlich aussah, doch seine Schürstange so mächtig zu führen verstand, daß wohl Keiner gewagt hätte, ihm ernstlich zu trotzen.

Der Abend verglühte in veilchenfarbigem, kaltem Nebeldufte, und die Nacht senkte sich auf die schwarzen Buchen- und Tannengehänge der Schlucht so dunkel herab, daß der glimmende Meiler immer heller und röther durch den Rauchqualm sichtbar wurde. Der Schein spiegelte sich in dem kleinen Fensterchen der Hütte und beleuchtete Franzi's Angesicht, die, den Kopf auf den Arm gestützt, nachdenklich in die Nacht, in Rauch und Gluth hinausstarrte. Sie war bleich, aber in ihren Mienen war nichts mehr, was Sorge oder Erregung verrieth; wenige Tage der Einsamkeit hatten hingereicht, und sie war in kindlichem Gebete der Schwäche ihres Herzens Meister geworden. Sie dachte an Isidor, doch wie an einen nicht irdischen Freund, wie an eine Art von Schutzgeist, und was noch an andern Regungen in ihr keimen wollte, das ward unerbittlich von dem Entsetzen zertreten, welches sie bei dem bloßen Gedanken erfaßte, daß ihr Herz an einem geweihten Diener des Herrn anders hängen könne, als mit den Gefühlen gläubiger Frömmigkeit und Verehrung.

In ihrem Sinnen ward sie nicht gewahr, daß ein Schatten an dem Kohlenmeiler vorüber zu ihr hinhuschte, und sie fuhr mit freudigem Schrecken auf, als eine Hand an's Fenster tippte, und das treuherzige Runzelgesicht der alten Kath'rin' ihr durch die Scheiben entgegenlachte.

„Du bist es?“ rief sie freudig, „Du kommst zu mir, Du gute Kath'rin'? Wie hast mich nur g'funden?“

„Narr,“ erwiderte die Magd, indem sie der Thüre zueilte, „wie sollt' ich Dich nit finden? Bist mir überall ab'gangen und weißt wohl, wenn man 'was so recht ernsthaft sucht, nachher find't man's auch! Ich hab' mir eingebild't, Du könntest nit gar weit fort sein, und hab' dem

alten Moosrainer auf den Weg gelauert . . . da war's nit schwer! Es verdrießt Dich doch nit etwa, daß ich zu Dir komm'?"

„Wie kannst so 'was denken! Das ist die erste fröhliche Stund, seit . . . nun, Du weißt es schon, seit wann . . . Aber wo bist Du jetzt untergekrochen?"

„Beim Wirth, Franzi. Die Frau ist mir schon lang' d'rum angelegen . . . Da hab' ich, wie Du fort warst, meinen Bündel g'schnürt . . . Aber Dir ist's nit schlecht 'gangen derweil! Bleich siehst wohl aus, aber ich mein' schier, Du bist noch säuberer als zuvor . . ."

„Und Du bist noch immer die alte böse G'sellin," sagte Franzi schmollend und wandte sich ab, um ein Erröthen zu verbergen.

„Meinethalben," fuhr Kath'rin' fort und machte sich's auf der Ofenbank bequem, nachdem sie den Schnee von den Schuhen gestampft. „Und Du fragst mich um gar nichts? Macht nichts, ich erzähl' Dir doch, weil ich weiß, daß Du's doch gern wissen möchtest . . . Also — der Herr Caplan hat jetzt seinen Bescheid bekommen, er soll auf ein halbes Jahr in die Straf' geh'n in's Priesterhaus . . ."

„Um meinetwegen!" rief Franzi unter vorstürzenden Thränen. „O Du armer, armer, Du guter Isidor!"

„Ja, gut ist er g'wiß — sonst hätt' er seine Sach' wohl g'scheidter angefangen, wär' Moosrainer geworden und hätt' eine Gewisse zur Bäu'rin gemacht . . ."

Franzi senkte den Kopf, als habe sie nichts gehört. „Und was wird er thun?" fragte sie dann.

„Wer weiß das? Aber es heißt, er will nit folgen. Er sagt, der Bischof hätt' ihn gar nicht gehört, hätt' ihn nit einmal um seine Vertheidigung gefragt — ein solches ungerechtes Urtel und eine solche Straf' thät' er nicht annehmen!"

„Ich hab' mir's denkt," jammerte Franzi, „aber wie

soll's dann werden mit ihm? Dann hat er ja ganz und gar verspielt bei den Herren und ist verloren für alle Zeit!"

„Er soll nit viel reden davon, selbst zu sein' Vater nit, aber die Pfarrer-Fräulen sprengt aus . . . . Aber nein, es ist g'scheidter, das brauchst Du nit zu wissen..."

„Was, Kath'rin'?" fragte Franzi hastig aufspringend und faßte sie drängend an den Händen. „Was sprengt die Fräulen aus? Red', ich muß Alles wissen . . ."

„Sie sagt," begann die Magd zögernd, „er thät' sein' Glauben abschwören und luth'risch werden, damit er . . . Dich heirathen könnt' . . ."

Franzi stand wie versteint — der letzte Blutstropfen war aus ihrem geisterbleichen Antlitz gewichen . . .

„Sie sagen noch Anderes . . . er wollt' fort geh'n in ein fremdes Land, über's Meer, wo Euch Niemand kennt, da wolltet Ihr mit einander leben . . ."

Jetzt löste sich Franzi's Erstarrung, und Thränen quollen ihr wieder aus den Augen. Sie sagte nichts; die Hand an die Stirne gepreßt, die Augen fest auf den Boden geheftet, schritt sie langsam hin und wieder, als suche sie ein kostbares verlorenes Kleinod; dann trat sie rasch entschlossen vor die Freundin.

„Gehst Du heut' noch zurück in's Dorf hinunter?" sagte sie. „Dann geh' ich mit Dir, ich werd' gleich zusammengericht't sein."

„Du willst mit? Franzi, denk', was willst im Dorf?"

„Kannst Du so fragen? Ich will, was ich muß — ich will den Leuten die Mäuler stopfen. . ."

„Das ist unmöglich, Franzi — das kannst Du nit! Wie wolltest das anfangen?"

„Ich kann's, Kath'rin' — red' mir nit ab; wie ich's mach', das ist meine Sach'! Ich bin ein arm's schlecht's Dirndel — ein Kind, das von seiner Mutter schon in der Geburt ist verleugnet worden, an mir ist nichts gelegen!

Wenn ich mit mein' lieben Herrgott in Ordnung bin, frag' ich nit darnach, was die Leut' von mir reden — aber vom Isidor . . . von meinem guten, lieben Bruder, von dem braven Menschen, der meinetwegen im Unglück ist, soll Niemand eine schlechte Meinung haben — von dem soll kein Mensch ein unschön's Wört'l reden . . . Komm' nur, Kath'rin' — ich stopf' den Leuten die Mäuler!"

Bald schritten Franzi und Kath'rin' rüstig durch die Nacht, über das sich abdachende Gebirge gegen das breite Stromthal hin. „Schau," sagte Kath'rin', nach einer Weile stehen bleibend, „wie warm der wällische Wind über die hohe Salv' herstreicht, wir kriegen geschwind Thauwetter, d'rum geht auch der Inn so voll und thut wild, daß man ihn bis da herauf hört . . ."

Franzi's Gedanken gingen ganz andere Bahnen; sie wanderte lautlos neben der Genossin fort, bis die letzte Höhensenkung mit dem schwach aufgrauenden Morgen erreicht war. Da bot sie der Freundin die Hand und verabschiedete sich; sie müsse ihren eigenen Weg gehen, sagte sie, und Niemand dürfe wissen, wohin. Die treue Gefährtin weigerte sich auch nicht viel und gab sich den Anschein, als ob sie das ganz natürlich finde; sie nahm ebenfalls Abschied und that, als schlüge sie einen ganz andern Weg ein; als aber Franzi weit genug war, es nicht bemerken zu können, kehrte sie um und eilte ihr nach. „Und wenn du's noch so heimlich vorhast," brummte sie in sich hinein, „ich laß dich doch nit aus den Augen . . ."

Franzi hatte rasch die letzten Häuser des Dorfes erreicht, aber dort beugte sie aus und ging außen herum, unbeirrt durch den hier noch höher liegenden Schnee; erst als sie dem Ziele ihrer Wanderung näher gekommen, hielt sie hochaufathmend an. Jetzt erst fiel es ihr schwer auf's Herz, was sie vorhatte — es war auch nicht zu verwundern, denn in den Schall der Schmiedehämmer, das

Klingen der Ambose und das Brausen der Blasebälge mischte sich der Ton einer zürnenden Stimme; es war wieder Streit in der Schmiede, und der Streitende war Vigili. Endlich faßte die Harrende einen Entschluß, trat um die Ecke und stand in der offenen Schmiedehalle, dem Zürnenden gerade gegenüber. Der Lehrbursche hatte die glühende Eisenstange auf den Ambos halten sollen, während Vigili die wuchtigen, wohlberechneten Hammerstreiche auf das glutherweichte Eisen fallen ließ, es zu formen; dem Burschen hatte sich in den noch unsicheren Händen die Stange gedreht, daß der Hammer abglitt, und der ergrimmte Meister schwang nun fluchend und scheltend den Hammer über den Lehrling, als wolle er ihm den Kopf zerschmettern. In diesem Augenblicke fühlte er sich am Arme gefaßt und angehalten und wandte sich noch grimmiger nach dem Kühnen um, der es wagte, ihm in den Arm zu fallen. Er begegnete Franzi's fest auf ihn gerichteten Augen, er vernahm die lang' vermißte Stimme wieder, und wie draußen der Schnee vor dem warmen Winde, zerging ihm alle Wildheit, schmolz alle Starrheit und aller Zorn.

„Thu' das nit, Vigili," sagte sie sanft, „Dein Zorn geht wieder mit Dir durch . . . folg' mir . . ."

Vigili sah sie mit auflodernden Blicken an. „Du?" stammelte er fast athemlos. „Du kommst zu mir?"

„Nit zu Dir," erwiderte sie, „aber zu Deiner Mutter; ich will sie fragen, ob sie eine Magd brauchen kann . . ."

„Komm herein," rief Vigili und warf den Hammer dröhnend in die Ecke, „die Mutter ist d'rinn' in der Stube und kocht die Morgensuppe . . . und wenn auch nicht als Magd, denk' ich doch, es soll sich für Dich wohl ein Platz im Hause finden . . ."

Mit hochklopfendem Herzen folgte ihm Franzi in die Stube, wo die Schmiedin auf der Ofenbank saß und eine

Pfanne Milch über dem Feuer stehen hatte, zugleich aber, die Brille auf die Nase geklemmt, emsig strickte. Strumpf und Brille entglitten ihr vor Verwunderung, als sie die Eintretenden erblickte, und da sie vollends erfuhr, was die Beiden hergeführt, da gerieth auch die Pfanne und deren Inhalt in nicht geringe Gefahr. Vigili, ungestüm in Allem, erklärte rund heraus, daß er entschlossen sei, die früheren Pläne auszuführen. Er hatte wenige Wochen vorher die Schmiede übernommen und war der Herr im Hause geworden, dem einzureden Niemand ein Recht hatte. Er sagte der Mutter rundweg, daß er das Gerede über Franzi nie geglaubt und sie längst aufgesucht haben würde, hätte er nur irgend sie zu finden gewußt; jetzt aber, da das Glück sie ihm wieder zugeführt, lasse er sie nicht mehr von sich und wolle sehen, wer ihm entgegentreten wolle. Die Schmiedin, eine von den Anhängerinnen des Pfarrfräuleins, versuchte wohl, einige Einwendungen vorzubringen, aber schon dieser schwache Versuch brachte den unbändigen Schmied in solche Wuth, daß seine Augen rollten, und die Stirnadern schwollen; mit keuchender Brust tappte er um sich, als suchte er nach einem Werkzeuge, den Widerstand zu zermalmen, der sich ihm entgegenzusetzen drohte.

„Ich bin jetzt der Vogt und der Meister hier," brüllte er, „und daß ich es bin, will ich einem Jeden, der daran zweifelt, handgreiflich beweisen . . . Rede," fuhr er in nur wenig gemildertem Tone fort, als Franzi begütigend ihm die Hand auf den Arm legte, „Du allein hast 'was zu sagen . . . Red', Franzi! Als Magd kann ich Dich nicht haben in mein' Haus — aber mein Weib bist, wenn Du Ja sagen willst . . . Jetzt gilt's, Franzi, ja oder nein."

Der entscheidende Augenblick, in welchem Franzi's rasch gefaßter Entschluß sich bewähren mußte, war gekommen — war sie die Frau oder erklärte Braut eines

Andern, dann mußten all' die Gerüchte verstummen, welche Isidor beflecken konnten; wohl schnürte es ihr das Herz zusammen bei dem Gedanken an das Schicksal, das sie an der Seite eines wilden, zornwüthigen Mannes erwartete — aber sie blieb fest, sie drängte das Schluchzen, das ihr nahe war, zurück, rang den Lippen ein Lächeln ab und reichte Vigili die Hand. „Da ist meine Hand," sagte sie mit fester Stimme, „wenn Du ein armes Madel, ein gering's, verleumd'tes Geschöpf wieder zu Ehren bringen willst — dann sag' ich Ja und will Dein Weib sein, redlich und treu . . ."

Vigili schrie auf und wollte sie im Uebermaße des Entzückens in die Arme schließen, aber sie wehrte ihn ab und fuhr hastig und mit glühenden Wangen fort: „Eine einzige Bedingniß ist dabei . . . daß es gleich richtig gemacht wird, und wir gleich die Stuhlfest halten . . ."

„Ho," rief lachend der Schmied und drückte sie trotz ihres Widerstandes fest an sich, „wirst doch nit glauben, daß ich meinem Wort umsteh'? Mir ist's lieber heut' als morgen . . . Heda, Lenz," rief er durch die aufgerissene Thüre in die Werkstatt hinaus, „lauf' hinüber zum Schullehrer . . . er soll alle seine Schreibereien mitbringen, es giebt eine Hochzeit in der Schmiede!"

Der Gerufene ließ nicht lange auf sich warten und war kaum im Stande, sein Erstaunen und seinen Aerger zu verbergen, als er das verstoßene Mädchen plötzlich als die Braut eines der Reichsten im Dorfe vor sich sah; Vigili, ungestüm in der Freude wie im Zorne, ward es nicht gewahr und schwatzte in den Lehrer hinein, wie es gehalten werden sollte, und wie er seiner Braut Alles verschreibe, Haus und Hof und die Schmiede und sich selbst. Der Lehrer unterbrach ihn nur einige Augenblicke, indem er in verstelltem Unmuthe ausrief, nun habe er das wichtigste von seinen Papieren vergessen und müsse es noch holen.

Nach wenig Secunden kam er wieder, der Erfolg zeigte, daß er sie wohl zu benützen verstanden.

Eben war der Vertragsentwurf seinem Ende nahe, ein paar Männer aus der Nachbarschaft, die schnell als Zeugen und Beiständer gerufen worden, waren eben erschienen, als die Thüre hastig aufging, und das Pfarrfräulein eintrat, die ganze Versammlung mit funkelnden Augen überfliegend.

„Also wirklich?“ sagte sie höhnisch. „Es giebt wirklich Hochzeit hier? Nun, ich bitte, die Störung zu verzeihen, welche mein Erscheinen mit sich bringt; ich habe nur eine Pflicht zu erfüllen: dieser Frau, die Mitglied des Tugendbundes ist, muß ich zu Hülfe kommen! . . . Folgt mir, gute Frau . . . arme, bedauernswerthe Mutter, kommt mit mir, ich und mein hochwürdiger Herr Onkel bieten Euch eine Freistatt an, da Ihr doch in diesem Hause nicht mehr bleiben könnt. . .“

Sie faßte die Hand der Schmiedin, die ihr verwundert folgte, und wollte sie zur Thüre führen, aber Vigili sprang ihr in den Weg. „Was giebt's mit der Mutter?“ rief er. „In dem Haus ist sie daheim . . . warum soll sie fort?“

„Weil man einer braven, christlichen Frau nicht zumuthen kann, unter einem Dache zu leben mit einer solchen ehrvergessenen Person!“

Franzi schrie laut auf und schlug die Hände vor das thränenübergossene Angesicht; Vigili stand zwischen Beiden, bald roth, bald blaß, und betrachtete sie wechselnd mit funkelnden Augen. „Ehrvergessen?“ stammelte er. „Und das sagen Sie ihr so in's Gesicht? Das läßt sie sich sagen?“

„Warum nicht? Sie verdient keinen andern Namen.“

„Und was hat sie gethan?“ rief Vigili wieder. „Wir wissen wohl, was geschehen ist in der selbigen Nacht, und

wissen auch, daß sie nichts gethan hat, daß man die Franzi so schimpfen darf. . . „

„So? Wißt Ihr das so gewiß?" entgegnete die Ergrimmte keck. „Nun denn, so erfahrt, was ich aus Schonung bis jetzt verschwieg, was ich immer verschwiegen hätte, versuchte sie nicht mit solcher Keckheit, sich in ein ehrliches Haus einzudrängen . . . Nicht wegen ein paar armseliger Stücke Holz stellte ich sie damals zur Rede, nein, weil ich sie vorher belauert hatte, wie sie aus der Stube des Herrn . . ."

„Franzi," unterbrach der Schmied sie wüthend, „Du sagst nichts? Also ist das wahr?"

„Um Gottes und aller Heiligen willen," rief das Mädchen und warf sich mit gerungenen Händen vor dem Fräulein auf die Kniee, „was hab' ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich so verfolgen? Was haben Sie davon, ein armes Mädel zu Grund zu richten, ein hülfloses Geschöpf, das kein' Menschen hat, der sich um sie annimmt. . . O Mutter, Mutter!" fuhr sie mit herzzerreißendem Tone fort und hob die Arme wie beschwörend zum Himmel, „schau' herunter auf mich, schau' Dein unglückliches Kind, was es leiden muß, weil Du es verstoßen hast schon in der Geburt. . . O Mutter, Mutter, hättest Du mich lieber gleich erwürgt. . ."

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen; das Fräulein stand vor ihr wie eine Säule, sie war todesbleich, und die Lippen zuckten krampfhaft, während ihr Auge starr an dem Mädchen hing: es war einen Augenblick, als wollte sie dem Eindrucke, den die letzten Worte auf sie gemacht, Raum geben, aber der Haß siegte; sie wandte sich der Schmiedin zu und sagte mit Eiseskälte: „Kommt, gute Frau, es ist, wie ich gesagt. . ."

Sie wollte der Thüre zu. „Halt!" brüllte Vigili, der sich breit vor die Thüre gestellt hatte, „meine Mutter

kommt nit über die Schwell', so lang' ich leb' . . . aber das Weibsbild, das mich zum Narren gehalten hat . . . das noch eigens herkommt, um mich zu betrügen . . . das so schön thun kann und so unschuldig, als wenn sie kein Wasser getrübt hätt' . . . die kommt mir auch nit lebendig aus dem Haus! Ich will einholen, was ihre Mutter versäumt hat, mit meinen Händen will ich sie erwürgen. . ."

Er wollte auf sie losstürzen, aber die Nachbarn warfen sich dazwischen, und einer derselben schob die halb Sinnlose in die Nebenkammer, von welcher eine Thüre in die Küche und von dort in's Freie führte.

Sie taumelte hinaus; erst die frische Luft draußen weckte sie zu einiger Besinnung. „Jetzt ist es aus," murmelte sie vor sich hin, „jetzt mag unser lieber Herrgott mir verzeih'n, es giebt kein anderes Mittel mehr . . ." Wie verfolgt und gehetzt rannte sie zwischen den Hausgärten dahin, unbekümmert um den dort noch tiefer liegenden Schnee, der ihre Schritte zu hemmen suchte, und hielt aufschreckend erst inne, als sie mit einemmale an der Rückseite des Moosrainer-Gehöftes stand. . . Das Herz drohte ihr stille zu stehen, denn durch die Lücken des Zaungebüsches erblickte sie Isidor, der, um frische Luft zu schöpfen, einen Morgengang durch den winterlichen Garten machte. Sie kauerte an der Umzäunung nieder, um besser Haus und Hof übersehen zu können. „B'hüt dich Gott, du lieb's, lieb's Haus!" flüsterte sie dann innig, „ich dank' dir tausend und tausendmal für all' das Gute, das ich genossen hab' in dir! B'hüt Dich, Gott, Isidor . . . ich seh' Euch nit wieder, aber ich will Euch zeigen, daß ich nit vergessen hab', was ich Euch verdank' . . ." Hastig riß sie das Bündelchen auf, das sie neben sich in den Schnee gelegt, und nahm das verdorrte Kränzlein, das sie am Primiztage getragen hatte, heraus, sie streifte den Silberring, das einzige Andenken ihrer Mutter, von der Hand und drückte

beides inbrünstig an den Mund, dann erhob sie sich, zu rascher Flucht bereit, und warf die beiden Kleinode, in ein Tüchelchen gewickelt, in den Garten, daß das Päckchen unfern des dort Wandelnden zu Boden fiel. . .

Ehe Isidor sich besinnen und nach ihr umsehen konnte, war sie entflohen.

Verwundert nahm und öffnete er das Päckchen und erbebte in tödtlichem Schrecken, als er den Inhalt erblickte: es war offenbar ein Zeichen, das ihm Franzi geben wollte, ein Zeichen des Abschieds für immer, denn sonst hätte sie sich nie von diesen Dingen getrennt, die ihren ganzen Reichthum ausmachten. . . Wie kam sie hierher? Was hatte sie vor? Von trüben Ahnungen getrieben eilte er durch das Haus an das Hofthor, um vielleicht von da die Fliehende zu ereilen.

Dort trat ihm ein anderer Anblick vor die Augen und in den Weg.

Triumphirend hatte das Pfarrfräulein die Schmiede verlassen und war dem Pfarrhofe zugeeilt, als, vom Wirthshause herkommend, eine Schaar Männer ihr begegnete; es waren die Bauern und Einwohner des Orts, die eben eine stürmische Berathung gehalten wegen der Entrichtung des Klein- und Blut-Zehents und wegen der andern kirchlichen Angelegenheiten des Dorfes, denn die Tugendbündler und die geheimen Anhänger des Tiroler Frater begannen einander immer schroffer, immer erhitzter gegenüber zu treten. Hatte auch die gemäßigte Mehrzahl einen Beschluß gefaßt, der auf Unterhandlung und gütlichen Vergleich abzielte, so waren doch der Stürmischen genug, welche zu einem raschen entscheidenden Schritte drängten und öffentlich erklären wollten, sie hätten vor, eine altchristliche Gemeinde zu sein, und bedürften also keinen Pfarrer, dem sie den Zehnten geben müßten. Der Schneider, der Wagner und der Bader des Orts waren unter den

Schreiern die lautesten, und das Begegnen des Fräuleins war den Meisten in der allgemeinen Erregung des Augenblicks ein willkommener Anlaß, dem verhaltenen Grolle Luft zu machen.

„Seht!“ rief der Wagner, da sie etwas beklommen sich an die Seite drängte, „da geht sie, die Hetzerin, die Unruhstifterin, der Geizteufel, der uns all' den Verdruß und die Zwistigkeit macht.“

„Seht, sie will uns ausweichen!“ schrie der Schneider. „Seht, sie getraut sich nicht, uns in die Augen zu schau'n, das Tugendmuster hat ein schlechtes Gewissen! . . . Man sollt' ihr einen Denkzettel geben. . .“

„Das soll man!“ schrie ein Dritter, dessen Weib auch zu den Zurückgewiesenen gehörte. „Ich hätte Lust, sie zu fragen, warum sie ehrliche Weiber schlecht machen will. . .“

Dem Fräulein entging die drohende Stimmung nicht; sie verlor ihre sonstige Zuversicht und fing an zu laufen, um auf einem Umwege zur Pfarre zu gelangen. Das war das Signal zur allgemeinen Verfolgung. Vergebens warnten und mahnten einige der Ruhigen; die Mehrzahl stürmte hinter der Fliehenden her und suchte sie zu erhaschen. „Ho!“ schrie es wüst durch einander, „warum so eilig? Halt, Du Tugendspiegel, halt! Wir möchten Dich in der Näh' anschau'n. . . Lauf nit so, Du sollst Deinen richtigen Denkzettel haben. . .“

Der Schrecken raubte dem Fräulein fast die Sinne: nicht wissend, was sie that, rannte sie, die tobende Schaar hinter sich, durch mehrere Gäßchen, sprang dann blindlings in das nächste offenstehende Gehöfte und stand vor dem eben von innen heraneilenden Isidor.

Sie vermochte keinen Laut hervorzubringen und drohte umzusinken; Isidor aber übersah mit einem Blicke die ganze Lage . . . „Hier hinein!“ flüsterte er und riß die

Thüre einer dunklen Kammer neben dem Backofen auf. „Bei mir sucht Sie Niemand. . .“

Dann trat er ruhig den Heranstürmenden entgegen.

„Dort hin!“ schrie der Schneider. „Dort ist sie hinüber!“

„Nein!“ rief der Wagner, „hier muß sie sein, ich hab's deutlich gesehen, wie sie hier herein gewischt ist . . .“

„Du kannst Deine Augen auch verschenken, wann Du nur willst!“ lachte der Schneider entgegen. „So dumm ist sie nicht, daß sie in den Moosrainerhof geht, wenn sie sich verstecken will.“ Alles lachte, und der Schneider fuhr fort, unter Entschuldigungen über die Störung den Vorfall zu erzählen. „Nehmen Sie's nicht übel, Herr Caplan,“ sagte er. „Sie geht es ja nicht an, Sie sind nicht gemeint damit — aber wir wollen eine altchristliche Gemeinde sein, wir wollen keine Geistlichen, keinen Pfarrer mehr haben — die Gnade kann über einen Jeden kommen!“

„Das kann sie!“ rief Isidor feierlich. „Möge sie Jedem von uns zu Theil werden — darum bitte ich, möge Jeder würdig werden, daß sie auf ihn herabsinkt: aber der Himmelsstrom verlangt nach einem Gefäße, rein und lauter wie Krystall! Das bedenkt, meine Freunde, und darnach handelt!“

Verlegen und betroffen schauten die Bauern zu Boden; die Hitze war merklich abgekühlt.

Isidor gab sich den Schein, als ob er es nicht bemerke; arglos fuhr er gegen den Schneider fort: „Ihr seid krank, Meister? Euer Gesicht ist verschwollen, und Ihr tragt eine Binde um die Backe!“

„Ach leider Gottes,“ jammerte der Mann, „ich hab' einen Fluß im Kopf, und ein hohler Zahn macht mir Schmerzen, daß ich's manchmal kaum aushalten kann . . .“

„Ihr dauert mich,“ war Isidor's Antwort, „kommt zu mir herein — ich will Euch den Zahn ausziehen ...“

„Na,“ rief der Schneider mit pfiffigem Lachen, „das thu' ich nit! Wenn ich mich ja zum Ausreißen verstehe — gehe ich zu meinem Gevatter, dem Bader, da neben mir — der hat's gelernt und muß es doch besser können ...“

„Meint Ihr?“ erwiderte Isidor mit erhobener Stimme, den Blick fest in die Menge gerichtet. „In körperlichen Leiden, eines armseligen Zahnes wegen seid Ihr also so klug, daß Ihr um Hülfe nur zu dem Manne kommt, der es versteht, weil er die Heilmittel des Körpers gelernt ... wo es Euer geistiges Wohl, die Gesundheit Eurer unsterblichen Seele gilt, seid Ihr minder bedenklich und wollt Euch selber helfen? wollt dem nächsten Besten vertrauen, der Euch sagt, er verstehe, zu helfen? O meine Freunde ...“

Die Bauern standen noch beschämter als zuvor und nahmen die Hüte ab, als ob sie in der Kirche vor der Kanzel versammelt wären.

Da ertönte von fern anhaltendes Rufen: Kath'rin', die Magd, kam weinend und jammernd vom Thale hergelaufen. „Helft,“ rief sie schon von Weitem, „um Gotteswillen helft ...“ und wie sie keuchend herankam und Isidor erblickte, knickte sie vor ihm mit dem Rufe zusammen: „Ach, das Unglück, hochwürdiger Herr! Ach, das arme, arme Leut!“

„Ein Unglück?“ riefen die Bauern durch einander. „Wen meinst Du?“

„Ewiger Gott!“ rief Isidor und zog die Knieende empor, „errath' ich, wen Du meinst? Wo ist Franzi ... was ist mit ihr geschehen?“

„Ich weiß nit,“ stieß die noch immer Athemlose in Absätzen hervor, „aber es ist mir so 'was vorgegangen im Geist, d'rum hab' ich sie nit aus den Augen gelassen, und

wie sie fort ist aus der Schmieden, bin ich ihr nach, hinter'm Dorf herum, am Moosrainerhof vorbei . . . hinunter gegen den Inn. . ."

„O, Du heilige Mutter!" rief händeringend die Bäuerin, welche mit dem Alten aus dem Hause herbeikam; die Bauern standen entsetzt, Isidor dunkelte es vor den Augen.

„Rede," drängte er mit gepreßter Stimme, „rede weiter . . ."

„Ich flog ihr nach, wie der Wind," fuhr Kath'rin' fort, „ich hab' geschrieen, aber sie hat nit gehört oder nit hören wollen, auf einmal ist sie mir hinter'm Gebüsch verschwunden, und wie ich hin 'kommen bin, da ist nichts zu seh'n gewesen, weit und breit, als der Schnee und das wilde Wasser . . . und daneben, am Gestad, da ist das Tüchel da gelegen und der Hut. . . O, Du armer, armer Wurm," fuhr sie, in Thränen ausbrechend, fort, „hat es ein solches End' nehmen müssen mit Dir. . . Jetzt versteh' ich Dich wohl . . . jetzt hast Du freilich den Leuten die Mäuler gestopft!"

„Ich verstehe," murmelte Isidor und schlang die Arme um den Nacken des Vaters, sich an dem starken Stamme fest zu halten im Sturme seiner Seele, „sie ist aus der Welt gegangen — um meinetwillen . . . für mich hat sie sich geopfert! Ich hatte recht geahnt, es war ihr Abschied für immer, als sie mir den Ring zuwarf und das Kränzlein."

„Einen Ring?" fragten neugierig die Umstehenden. „Was ist es mit dem?"

„Das einzige Andenken an ihre Mutter," sagte der alte Moosrainer, während die Leute das hingereichte Kleinod betrachteten. „Eine schöne alte Arbeit," sagte der Bader gewichtig, „inwendig steh'n ein paar Buchstaben,

die wie verkratzt aussch'n . . . aber daneben sind drei Stern' eingegraben . . ."

„Drei Stern'?" fragte der Alte. „Die hab' ich ja noch nie geseh'n . . . Wahrhaftig! Drei Stern' neben dem Namen . . ."

Aus der Backofenstube, dem Verstecke des Fräuleins, tönte ein Schrei, Niemand beachtete ihn, denn Isidor raffte sich aus seiner schmerzlichen Verlorenheit auf. „Fort!" rief er, „wir verlieren die kostbare Zeit . . . vielleicht ist die Unglückliche noch zu retten!"

„Nein, nein!" sagte Kath'rin' schluchzend, „damit ist's vorbei . . . das Wasser ist viel zu wild und kalt . . . Die gute, gute Franzi hat's überstanden . . . Gott geb' ihr die ewige Ruh'. . ."

Dennoch stürmte Alles Isidor nach, dem Strome zu; trauernd, trostlos kehrten sie nach einer Stunde zurück.

Als Isidor das Gehöft wieder betrat, gedachte er erst seiner Gefangenen und öffnete die Backstube.

Sie war leer — ein rückwärts in's Freie führendes Fenster stand weit offen . . .

---

## 4.

Es konnte nicht fehlen; die Vorgänge im Dorfe machten Aufsehen, das Gerücht trug sie vergrößert bis in die Hauptstadt, wo man sie wichtig genug fand, einen eigenen Commissar zur Untersuchung abzusenden, und bei der günstigen Stimmung der Einwohner war es vollkommen erklärlich, wenn die Verhöre zum Nachtheile für die Pfarrhofbewohner ausfielen und Isidor im besten Lichte erschei-

nen ließen. Als besonderes Verdienst ward ihm angerechnet, daß er es gewesen, der den Ausbruch des drohenden Tumults mit wenigen Worten verhütet hatte, und das der Aufklärung geneigte Regiment jener Zeit nahm davon Anlaß, auch die Kirchenbehörde zu einer mildern Auffassung zu bestimmen. So ward es möglich, die Vorfälle mit einem Bescheide abzuschließen, der nach allen Seiten hin befriedigte: um so leichter, als der Pfarrer, dem der Ort verleidet war, seine Stelle freiwillig niederlegte und sich auf eine einträgliche Pfründe im nächsten Städtchen zurückzog.

Er reiste eines Morgens unerwartet ab und reiste allein — von dem Fräulein war nichts mehr zu hören und zu sehen: von dem Augenblicke ihrer Flucht an war sie spurlos verschwunden.

Auch Franzi's Schicksal blieb ungewiß, bis das Frühjahr zu Ende ging, und die Wasser anfingen, sich zu verlaufen: da ward draußen, weit im ebenen Lande, eine weibliche Leiche gefunden, zwar entstellt und unkenntlich, aber bäuerisch gekleidet — fortan zweifelte Niemand mehr, daß das Mädchen den Tod im Strome gesucht und gefunden.

Isidor ward als Verweser der Pfarrei berufen und bezog den Pfarrhof, Vater und Mutter mit sich nehmend, denn es war erwünschte Gelegenheit gekommen, das erblose Besitzthum günstig zu veräußern. Die große, mit der Stelle verbundene Landwirthschaft gab Isidor in Pacht und erklärte, auch als ihm nach einiger Zeit angetragen wurde, wirklich Pfarrer zu werden, daß er das nicht annehmen, sondern Caplan bleiben wolle. „Ihr habt es so gewünscht," sagte er lächelnd zu der ihn drängenden Gemeinde. „Ihr wolltet keinen Pfarrer mehr haben und ich will Euch den Willen thun!" Dabei blieb er auch standhaft Jahre hindurch und beschränkte sich auf einen kleinen

Theil der Einkünfte, den übrigen weit größern überließ und verwendete er zu öffentlichen Zwecken. Vor Allem lag ihm die Schule am Herzen; der alte, ungefüge Lehrer mußte einem tüchtigen, gebildeten Manne weichen, der im Sinne Isidor's und Hand in Hand mit ihm arbeitete. Das Schulhaus ward vergrößert, die Einkünfte des Lehrers vermehrt, und der Besuch auch den Aermsten möglich gemacht; mit liebevollem Ernste hielt er daran fest, daß Alle die Schule besuchten, und hatte bald die Genugthuung, daß Kinder und Eltern, war es auch nur ihm zu Gefallen, darin wetteiferten. Er nahm an Allem Theil, was in den Familien und Häusern seiner Pfarrkinder vorging; ohne je sich aufzudrängen, war er immer nahe, und bald war er überall der vertraute Freund und Berather, an dessen Thüre man zuerst pochte in der Trübsal, und der nicht fehlen durfte, wenn es galt, einen Tag häuslicher Freude zu begehen. Auch von den öffentlichen Vergnügungen schloß er sich nicht aus; er hielt es für seine Pflicht, solche Anlässe durch sein Erscheinen unmerklich zu regeln und zu zügeln, und war der Ansicht, nur Der kenne den Menschen, wer ihn in der Freude gesehen, und nur wer ihn vollständig kenne, vermöge auf ihn zu wirken.

Seine wenige übrige Zeit widmete Isidor den vielfachsten Studien; er wollte in allen Dingen, die dem Landmann und dem Kleinbürger nöthig oder nützlich sind, die vollste Kenntniß haben, um in Wirklichkeit das anzustreben, was zu sein er für seine Aufgabe hielt, der Tröster, der Berather, der Freund Aller.

Er selber war still geworden, noch mehr in sich gekehrt als früher, aber er genoß jener heitern, innerlichen Freudigkeit, ohne welche dem Menschen nichts gedeiht und gelingt. Sein redliches Ringen nach Frieden hatte sich gelohnt; der Sturm hatte die Wurzeln seiner Entschlüsse befestigt, der Schmerz seine Seele geläutert — er stand wie

in einer Landschaft, über welche ein furchtbares Gewitter vernichtend und doch Segen bringend hinweggezogen; in dem Gewölke verborgen war die Sonne der Leidenschaft hinunter gegangen, aber das schmerzlich-wehmüthige Andenken an die holde unglückliche Gefährtin seiner Jugend stand in der Höhe, wie in dem dämmerigen, wieder gereinigten Himmel der einsam schimmernde Abendstern. Es war eine Sühne, die er für die eigene Schuld sich auflegte; kein Tag verging, wo er nicht in frommem Gebete der treuen Verstorbenen gedachte, die um seinetwillen sich geopfert: um ihn zu retten, sich vor den Thron des ewigen Richters gedrängt, eh' dieser sie gerufen.

Jahre zogen gleichmäßig so dahin.

Da traf eines Tages im Pfarrhause ein Brief aus der Hauptstadt ein, von unbekannter Hand und ohne Unterschrift; er enthielt die Aufforderung an den Caplan, schleunigst an einen ihm bezeichneten Ort in der Hauptstadt zu kommen; bei seinem Eifer für das Seelenheil der Seinen ward er beschworen, nicht zu zögern und nicht zu zweifeln und sich einer Sterbenden zu erbarmen, deren belastete Seele sich von dem siechen Körper nicht zu trennen vermöge, bis sie ihre ganze Schuld in seinen Busen ausgeleert . . . Isidor besann sich nicht lange; war ihm auch Schrift und Siegel völlig fremd, lag auch die Möglichkeit einer Täuschung nahe — er wollte lieber getäuscht sein, als sich sagen zu müssen, er sei einem Rufe nicht gefolgt, der in so ernst mahnender Weise an ihn ergangen.

Der nächste Tag fand ihn an dem bezeichneten Orte, einem einfachen, in Gärten gelegenen Häuschen, an dessen Schwelle eine Magd stand und ihn zu erwarten schien. Sie geleitete ihn eine schwach beleuchtete Treppe hinan, deren Stufen wie die Hausflur so dicht mit Teppichen belegt war, daß der Fuß lautlos darüber glitt. Kaum war er in das ihm bezeichnete Zimmer getreten, das gleich dem ganzen

Hause etwas Nonnenhaftes und Klösterliches an sich trug, als eine Thüre gegenüber aufging und eine Frauengestalt ganz in Schwarz gekleidet an der Schwelle stand; das Antlitz war ernst und sorgenvoll, unter dem dunklen Schleier schimmerte weißes Haar.

Es war Amélie, das Pfarrfräulein.

„Sie sind es, mein Fräulein?" rief Isidor und trat einen Schritt zurück. „Sie wagen es, noch einmal meine Wege zu kreuzen und durch eine neue Lüge mich hierher zu locken? Es ist eine Sterbende, zu der ich gerufen bin!"

„Sie sind nicht getäuscht, mein Herr," entgegnete das Fräulein unterwürfig, „leider sind Sie es nicht; Sie werden an ein Sterbebett treten müssen . . . aber erst hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. . ."

Isidor ließ sich unruhig auf den angebotenen Sitz nieder; ein Gefühl unsäglicher Bangigkeit kam über ihn.

„Erlauben Sie, daß ich von mir selbst beginne," fuhr das Fräulein fort, „es ist unerläßlich, damit Sie fassen, was Sie zu hören haben . . . Vor Allem glauben Sie nicht, daß ich noch dieselbe bin, wie ich Ihnen früher gegenüber gestanden; wie mein Körper, hat auch meine Seele gealtert ... ich bin eine Andere geworden, ich habe dem Scheine und der Heuchelei entsagt, ich habe mit dem Hasse gebrochen, um der Liebe willen . . . Ihr Edelmuth an jenem verhängnißvollen Tage schlug mir die Waffen aus der Hand . . . die schreckliche Stunde in der dunklen Einsamkeit jener Kammer vollendete die Wandlung . . . ich hörte jedes Wort, das draußen gesprochen ward, und ein Blitz schlug in meine Seele, der mich niederwarf, aber zugleich auch mit seiner Flamme den Weg zur Rettung beleuchtete . . . Sie kennen meine Abstammung," begann sie nach tiefem Aufathmen wieder, „Sie wissen, daß mein Vater ein sehr hochgestellter Beamter war; meine Jugend verging in gedankenloser

Freude, denn mich umgaben Schönheit, Reichthum und Rang, ich war die Gefeierte in den Kreisen der Gesellschaft, und die Bewerber drängten sich von allen Seiten — mein Hochmuth war Ursache, daß ich mit der Wahl zögerte, denn ich wollte keinen Andern wählen, als Den, der sich wirklich als der Erste und Ansehnlichste von Allen erweisen würde . . . So schien ich kalt vor der Welt und rein — vor mir selber war ich es nicht! Einer der Männer, denen ich zum Unterrichte anvertraut gewesen, hatte seine Stellung mißbraucht, eine sträfliche Neigung in mir zu wecken . . . während man meinen Wandel als einen musterhaften pries, lag ich heimlich in den Banden des Lasters . . . bis der Donnerschlag kam, der mich aus meinem Sündentaumel aufrütteln sollte! . . . Ich fühlte mich Mutter . . . der Verzweiflung nahe, durch das Geheimniß noch mehr an den Verführer gefesselt, war ich vollends, war ich willenlos seinen listigen Rathschlägen preisgegeben. . . Es gelang meiner Heuchelei, meinem edlen, arglosen Vater die Erlaubniß zu einer kleinen Reise abzuschmeicheln; ich reiste nicht weiter, als in den von meinem Genossen bereit gehaltenen Schlupfwinkel . . . mein unglückseliges Kind, das ich nie gesehen, blieb in den Händen jenes Mannes . . . er wußte mich zu überzeugen, daß zur Rettung meiner und seiner Ehre jede Spur desselben verschwinden müsse . . . ich kehrte in das Haus meines Vaters zurück, als habe eine plötzliche Erkrankung mich zur Unterbrechung meiner Reise bewogen . . . das Kind ward an einem Orte ausgesetzt, wo es sicher war, gefunden zu werden . . ."

„Gott, mein Gott!" rief Isidor. „Welche Ahnung wecken Sie in mir!"

„Die Ahnung . . ." fuhr sie mit Anstrengung fort, „täuscht Sie nicht . . . mögen Sie über mich urtheilen, wie Sie wollen: mögen Sie mich verdammen, wie ich es verdiene, Sie müssen Alles wissen. Die Behörden

der Stadt mußten des Kindes sich annehmen, sie gaben den Findling auf's Land, zu Bauersleuten in die Pflege . . . Jenes unglückliche Mädchen, das ich verfolgt, das ich in den Tod getrieben . . . es war . . . meine Tochter . . ."

Sie war in der Qual des Bekenntnisses vom Stuhle herabgeglitten und barg das Gesicht in den Kissen — wortlos, erschüttert stand der Caplan.

„Als ich das Mädchen nach Jahren zuerst erblickte," sagte das Fräulein nach einer Weile mit mühsamer Fassung, „da stieg eine unsäglich freudige Regung in meinem Herzen auf . . . o daß ich ihr gefolgt! Ich hätte mein Leben und auch wohl das ihre in einen Blumengarten verwandelt — aber ich hatte mein Herz gewöhnt, zu schweigen, ich hatte mich eingeübt, alle Regungen in mir zu ersticken . . . der stille Groll über mein Geschick, der heimliche Neid fraß an mir, denn die Stellung, in der ich mich damals befand, widerstrebte meinem Stolze, und doch war ich gezwungen gewesen, sie anzunehmen . . . das Geheimniß meines Lebens fing ja an, wenn auch nur als ferne Vermuthung, ruchbar zu werden . . . der Gram riß meinen Vater rasch dahin, ich stand allein und fühlte bald, wie sehr ich es war. So war mir das Anerbieten meines Onkels ein willkommenes — ich konnte dennoch herrschen, konnte eine Rolle spielen, konnte der Verbissenheit meines Gemüths Luft machen und Andern einen Theil des Leids anthun, das ich innerlich empfand — so ward die anfängliche Neigung zu ihrem Gegensatze, zum Hasse . . . Urtheilen Sie nun, was in mir vorging, als ich, in jenem Versteck gefangen, von dem Ringe mit den drei Sternen hörte . . . ich wollte heraus stürzen in Verzweiflung, meine Schmach und mein Verbrechen vor Allen zu bekennen und meine Strafe zu fordern — aber ein Gedanke, der wie eine Erleuchtung mich überkam, hielt mich zurück: der Ge-

danke, daß vielleicht noch Hülfe möglich sei . . . ein Fenster öffnete sich meiner Flucht . . . ich wollte die Rettung versuchen; wo nicht, den Tod finden, wo mein Kind ihn gefunden . . ."

Sie hielt inne; Isidor hatte sich erhoben. „O, vollenden Sie," rief er in größter Erregung, „meine Seele horcht Ihren Worten entgegen!"

„Ich kam," fuhr sie fort, „lange vor Ihnen am Ufer des Flusses an; ich sah, wie die Fußtritte im Schnee unmittelbar in den Strom führten, und rannte trostlos hin und wieder . . . da gewahrte ich, daß eine gute Strecke stromaufwärts dieselben Spuren wieder aus dem Wasser heraus führten . . . das Mädchen war also in den Fluß getreten, dann im Flusse stromaufwärts eine Strecke fortgegangen und wieder an's Ufer gestiegen . . . sie hatte also nicht die Absicht zu sterben; sie wollte nur für todt gelten . . . das durchzuckte mich mit einemmale mit Blitzesklarheit . . . Ich suchte weiter, sie konnte ja noch keine große Entfernung erreicht haben — und zu meinem namenlosen Entzücken gewahrte ich sie bald, im Gebüsche liegend, aber in tiefer Ohnmacht, fast erstarrt von der furchtbaren Erkältung im Wasser, das ihr an den Kleidern gefror . . ."

„Heiliger Gott!" rief Isidor und faltete die Hände zum Gebete. „Ist es denn ein Traum? Auch den letzten Stachel nimmst Du aus meinem Herzen, den Gedanken, daß sie als Selbstmörderin geendet! . . . O Du treues Gemüth, wie tauchst Du in noch schönerem Glanze vor mir auf! O reden Sie," fuhr er, gegen Amélie gewendet, fort, „sagen Sie mir Alles! Was ist mit Franzi geschehen? Lebt sie noch? Wo ist sie?"

„Sie lebt," begann Amélie wieder, „es gelang mir, sie zum Bewußtsein zurück zu bringen und von meiner geänderten Gesinnung zu überzeugen . . . für uns Beide be-

stand die gleiche Nothwendigkeit, vor den Augen der Bekannten zu verschwinden, todt zu sein für die ganze Welt . . . sie folgte mir. Die Grenze war bald erreicht — von da gab ich meinem Onkel Nachricht, raffte mein Vermögen zusammen und ging mit Franzi nach dem Norden, in eine ferne deutsche Stadt, wo ich sicher sein durfte, ungekannt zu bleiben . . . Dort gab ich mich ganz ihrer Liebe, ihrer Pflege, ihrer Ausbildung hin — eine Reihe von Jahren begann für mich, worin jeder Tag ein Himmel war und doch die ganze Qual der Hölle in sich trug!"

„Unbegreiflich!" rief Isidor. „Ich sollte glauben, die Freude, eine solche Tochter wieder gefunden zu haben . . ."

„Halten Sie ein!" rief das Fräulein, schmerzlich abwehrend. „Zeigen Sie mir die Seligkeit nicht, der ich entsagen mußte! . . . Durfte ich ihr das sagen, was sie mir ist? Mußte ich nicht fürchten, daß sie eine Mutter verabscheuen und von sich stoßen würde — eine Mutter, die herzlos genug war, das kaum geborene hülflose Wesen in die Welt zu schleudern, herzlos genug, es allem Jammer, allem Elend, allem Frevel der Welt schutzlos preis zu geben . . . grausam genug, sie mit der Wuth des Hasses aus der letzten Freistatt zu jagen und in den Tod zu stürzen . . . Wie oft, wenn sie sich in meine Arme schmiegte, wenn sie mich mit Liebkosungen eines unverdienten Dankes überhäufte, wie oft drängte sich da das Wort des Bekenntnisses auf meine Lippen . . . aber ich sprach es nicht aus, ich drängte es zurück . . . ihre Freude nicht zu stören! Mir selbst zur Büße, setzte ich den Fuß nicht auf die Grenze meines Canaan, wies ich den Wonnebecher von mir, nach dem meine Seele lechzte . . . Ich habe Franzi als meine Tochter gepflegt, mit aller Sorgfalt und Liebe einer Mutter — daß ich es ihr in Wahrheit bin, weiß sie nicht . . ."

„Sie weiß es nicht?“ rief Isidor staunend. „Ich bewundere diese Entsagung; daß Sie ihrer fähig waren, versöhnt mich Ihnen . . . Aber Sie sagten wiederholt, daß Sie Franzi gepflegt... Was ist mit ihr, daß sie der Pflege bedarf?“

„Seien Sie gefaßt, das betrübteste Wort zu hören,“ sagte das Fräulein und richtete sich in dem Stuhle auf, in den sie gesunken war. „Franzi's Gemüth klärte und beruhigte sich mit der Zeit: der Gedanke, ihr Vorhaben gelungen zu wissen, goß Oel auf die stürmenden Wellen ... aber nur zu bald zeigte sich, daß ihr Körper zu erliegen begann . . . sei's wegen der angebornen Zartheit ihres Wesens, sei's wegen der über ihr dahingebrausten Stürme, denen sie nicht gewachsen war . . . Beängstigende Vorboten zeigten sich; Alles, was die Kunst der Aerzte vermochte, ward aufgeboten, vergebens, sie schwand und verzehrte sich immer mehr, bald blieb die einzige Hoffnung, daß es einem Aufenthalte in einer milderen südlichen Gegend gelingen werde, das rasche Verwelken um Stunden und Tage aufzuhalten . . . Dies hat uns wieder in diese Gegenden geführt, dies und der Wunsch der Leidenden, vor ihrem Ende, das sie nahen fühlt, den Mann noch einmal zu sehen, dem ihre ganze verdiente Liebe gehört . . . Treten Sie in jenes Zimmer, Franzi ist die Sterbende, zu der Sie gerufen sind . . .“

Isidor stand zögernd, das Tuch vor die Augen gedrückt. Amélie hielt einen Augenblick inne; dann fragte sie: „Sind Sie gefaßt?“

„. . . Ich bin es . . .“

„Und ehe Sie eintreten . . . vergeben Sie auch mir . . .“

„Das will ich nicht mit Worten thun, die That soll zeigen, daß ich es schon gethan . . .“

Er reichte ihr die Hand, die sie hastig ergriff, indem sie ihn in das Gemach führte. Wortlos sank er an dem Lager nieder, von welchem eine bleiche, hagere Gestalt ihm ebenfalls stumm die abgezehrte bebende Hand entgegenstreckte . . . da war kein Hoffen, keine Täuschung mehr möglich: in dem einst so lebensfrischen Antlitz hauste schon der Tod und nichts war von früher geblieben, als die dunklen Augen mit ihrem spiegelnden Abgrunde von Treue . . .

„Isidor," sagte sie schwach, „o . . . das ist eine Freud', die ich kaum mehr gehofft hab' . . . jetzt geh' ich wohlgetröst' aus der Welt . . . Können Sie mir verzeih'n, daß ich Sie so betrogen hab'?"

„Was hätte ich zu verzeihen," erwiderte Isider innig, „wo jedes Wort von mir nichts ist und sein soll, als Dank . . . Täglich hab' ich Deiner als einer Verstorbenen gedacht, mit der ganzen Trauer der Liebe . . ."

Franzi's Augen leuchteten noch heller auf; sie wollte sprechen, aber ihre Ermattung war zu groß. Mit innigster Besorgniß beugte das Fräulein sich über die Zurücksinkende, schob leise den Arm unter das Kissen und richtete sie sanft empor. „O wie gut Sie mit mir sind," sagte Franzi mit einem Blicke voll Dank, „das verdien' ich ja nit! Ich kann es Ihnen niemals verdanken, was Sie an einem so geringen Madel wie ich Alles thun . . . Ich hab' auch," setzte sie mit himmlischem Lächeln hinzu, „keine Zeit mehr zum Danken . . ."

„Sprich nicht so," jammerte das Fräulein, „Du weißt nicht, wie Du mein Herz zerreißest . . ."

„Das möcht' ich nit," flüsterte Franzi, „ich bin ja so glücklich jetzt und möcht', Sie sollen es auch sein, und Sie . . . Du auch, Isidor! Jetzt ist es wohl kein Unrecht mehr, wenn ich so zu Dir sag' . . . Daß ich das kann, ist

eine große Freud' für mich.. . . fast noch größer, als wie dazumal, wo ich das Kranzel hab' tragen dürfen an Deinem Ehrentag . . ."

„Wer weiß," sagte Isidor weich, „ob Dir nicht eine noch größere Freude vorbehalten ist! Wie, wenn ich Dir Nachricht brächte von den Deinen . . . wenn ich Deine Mutter Dir zuführen könnte . . ."

Trotz der Schwäche richtete Franzi sich hastig auf, ein fieberisches Zucken überflog ihren Körper. „Meine Mutter . . ." stammelte sie, „. . . sie lebt . . . darf ich sie etwa gar sehen?"

„Sie lebt — Du darfst sie sehen, wenn Du Dich stark genug fühlst . . ."

„Wo . . . wo ist sie . . ." rief sie fieberisch, und die längst verblichenen Rosen ihrer Wangen erblühten noch einmal.

„Hier!" erwiderte Isidor, auf Amélie deutend, welche am Bette zusammenknickte und vor Schluchzen nichts zu stammeln vermochte als „. . . . Vergebung . . ."

„Meine Mutter . . ." stammelte die Sterbende, „Sie . . . Du? O, wenn das wahr ist, warum nimmst Du mich nit an Dein Herz . . . daß ich sagen kann, ich bin am Herzen meiner Mutter gelegen . . . nur ein einzig's Mal, wenn's auch das letzte Mal ist . . ."

Amélie zog sie an die Brust. „Mein Kind . . ." weinte sie, „mein gutes, liebes, mein unglückliches Kind!"

„Mutter . . . mein' Mutter," sagte Franzi leise und wie für sich hin, als horche sie der Süßigkeit des Tones in dem noch nie vernommenen Worte; dann bemeisterte sich ihrer vollends die Schwäche. Die Anspannung war zu groß gewesen für das zarte, in seinen tiefsten Fasern

erschütterte Leben; sie haschte nach Isidor's und Amélie's Hand ... „Droben ... bei unserm Herrgott ... mein' Mutter ... mein Bruder ..." Die Stimme brach, aber aus den Augen quoll ein letzter Strahl unendlicher Liebe, auf ihm schwebte die schöne Seele von hinnen!

— — — Isidor kehrte gebeugt und doch innerlich gehoben an den Ort seines Berufes zurück, dem er fortan mit verdoppeltem Eifer gehörte. Nach einiger Zeit kam das Fräulein in's Pfarrhaus, ein bescheidener und stiller Gast, der genug Staunen und doch wieder Genugthuung hervorrief, daß es dem allgeliebten Manne gelungen, auch dieses feindlich widerstrebende Herz zu versöhnen. Ihr Vermögen wendete sie der Schule zu.

Ihr Geheimniß blieb mit Franzi begraben.

Isidor ward ein Mann, von dem auf die Umgebung Segen träufte, wie von einem Palmenbaume; er durchmaß das Leben bis an die äußersten Grenzen und hatte die Freude, die Secundiz, das fünfzigjährige Jubelfest seiner Priesterweihe, an demselben Altare in der Heimath zu feiern. Von den Gästen, die ihm damals so fröhlich das Geleite gegeben, waren die meisten schon dahin; auch der Moosrainer schlief schon lange neben seiner Alten, die vor ihm gestorben war ... „Ich glaub'," sagte er, die Augen wischend, wenn er ihrer gedachte, „sie hat sich nur deswegen so von mir weggetummelt, daß sie bei der alten Gewohnheit bleibt und ja nicht zu spät kommt ..."

Wenige Tage nach dem Jubelfeste blieb Isidor's Zimmer ungewöhnlich lange verschlossen; als man eintrat, saß er in seinem Lehnstuhle mit auf die Brust gesenktem Haupte und ruhigen Zügen, als ob er schliefe; auf dem Tische lag die Bibel aufgeschlagen, im Lesen war er dahingegangen zu Denen, die ihn erwarteten.

Es ist lange her, daß dies geschehen, im Volke aber lebt sein Andenken fort, und Mancher, der damals ein Kind war, erzählt weiter, was er von ihm gehört, und zuckt die Achseln, wenn man die späteren Pfarrer lobt, und sagt: „Alles recht — ich nehm' ihnen nichts, aber einen solchen Herrn kriegen wir halt doch nit wieder, wie unsern Dorfcaplan!“

---

Druck von Otto Wigand in Leipzig.